

6.5 Unterscheidung

Die Unterscheidung ist ein Prozessparameter der religiösen Aneignung. Sie fungiert als Orientierungsrahmen zwischen einer Phase der Privatheit von Religiosität und einer Phase des Bewusstseins sozialer Zugehörigkeit durch Religiosität. Während Verbindung in engem Zusammenhang mit dem innerlichen selbstreferenziellen Erfahren und Deuten des eigenen Glaubens und der eigenen Religiosität steht, ist Unterscheidung mehr an der Reflexion des Eigenen im Gefüge der sozialen Umgebung anberaumt. Autorität kommt dabei nicht nur der eigenen Erfahrung zu, sondern auch den Positionierungen anderer Subjekte und den gesellschaftlichen Diskursen um Glaube, Religion und Kirche sowie deren Vermittler:innen. Das Subjekt versteht und reflektiert sich hier im Bewusstsein seiner sozialen Eingebundenheit und einer imaginären oder artikulierten Fremdwahrnehmung, die des Abgleichs mit der Selbstwahrnehmung bedarf.

Die Wirksamkeit des Orientierungsrahmens lässt sich im Text unmittelbar daran erkennen, dass in den Erzählprozessen mehrfach Gegensätze zur Begründung von Meinungen und Positionen herangezogen werden. Beispielsweise wird zwischen Gotteswille und Menschenwille unterschieden oder zwischen einer Anpassung der Tradition oder deren Erhalt. Gegensätze wie diese werden in der Übersicht in Kapitel 5.4.3 aufgelistet. Sie sind als performativer Ausdruck von Unterscheidung zu werten und orientieren gleichzeitig die Tätigkeit des Unterscheidens. Auf Bildebene sind ähnliche Gegensätze erkennbar. Sie sind teilweise durch Schriftelemente benannt, vielfach aber auch in Form von Begrenzungen gestalterisch vollzogen. In der Feststellbarkeit von Gegensätzen prägt sich Unterscheidung auf Text- und Bildebene, anders als bei den bisher dargestellten Prozessparametern, in ähnlicher Weise aus.

6.5.1 Unterscheidung am Bildmaterial

Unterscheidung wird am Bildmaterial auf vielfältige Weise greifbar. Zum einen ist die Unterschiedenheit zwischen Ursprungszeichnung und zeichnerischem Endprodukt als Folge der Erhebungsmethode anzuführen. Unterscheidungen in Form nachträglicher Ergänzungen aufgrund differenzierter Erinnerungen und in Zusammenhang mit Bedeutungsreflexionen in der dritten Interviewphase können dabei nicht als Ausdruck atheoretischen Wissens gelten, weil sie in der Interviewsituation explizit gefordert werden und selbstreflexiv in die Zeichnung integriert werden. Sie werden dieses Kapitel einleitend deshalb thematisiert, weil sie erstens zu einem besseren Verständnis des Kartenmaterials, insbesondere der Folienzeichnungen beitragen und dabei eine Kohärenz im Sinne des Prozessparameters Linearisierung belegen. Zweitens ermöglicht ihre Analyse Rückschlüsse darüber, was für die Jugendlichen in dem Prozess der religiösen Aneignung relevant ist und inwiefern. Sie tragen also zur Erreichung der Forschungsziele eins und zwei bei. Und drittens führt die Betrachtung dieser vordergründigen zeichnerischen Unterscheidungen schließlich in die Betrachtung von Begrenzungen zwischen Zeichenelementen. Diese Begrenzungen sind dann in Hinblick auf das Forschungsziel drei von Interesse – sie tragen zu einem differenzierten Verständnis des Orientierungsrahmen Unterscheidung als atheoretisch wirksamen Parameter des Aneignungsprozesses bei. Bedeutsame Grenzziehungen, die hier rekonstruiert werden können, bestehen in einer Unterscheidung zwischen einem In-

nen und Außen (in unterschiedlicher Ausgestaltung), zwischen einem (katholischen) Christsein und Nicht-Christsein, zwischen einer empfundenen Zugehörigkeit und dem Alleinsein im Glauben und in Unterscheidungen von Lebensbereichen sowie Ebenen der Wirklichkeitserfahrung. Wie in den vorangestellten Kapiteln, die sich auf die Interpretation der Bildebene beziehen, wird Kartenmaterial an geeigneten Stellen in die Ausführungen miteinbezogen. Es empfiehlt sich darüber hinaus, beim Lesen des Kapitels parallel die Übersicht des Kartenmaterials (siehe Anhang) zu betrachten.

6.5.1.1 Erhebungsbedingte Unterscheidungen

Zunächst werden nun solche Unterscheidungen dargestellt, die sich dem Entstehungsprozess des Kartenmaterials verdanken. Es handelt sich einerseits um nachträgliche Ergänzungen von Zeichenelementen und andererseits um gezielte Hervorhebungen von Zeichenelementen. Sie tragen dazu bei zu erkennen, was die Jugendlichen für ihre

religiöse Aneignung als bedeutsam erleben und inwiefern sie das tun. Ergänzungen beziehen sich in erster Linie auf Ereignisse, die schon länger zurückliegen und in der Erinnerung erst durch das Erzählen und dem reflexiven Befassen mit der eigenen Geschichte hervortreten.

Solche Ergänzungen durchbrechen dabei nicht selten die im Erzählanfang gesetzte Linearisierung. Als Beispiele solcher Ergänzungen lassen sich die als sehr bedeutsam wahrgenommene Teilnahme an Rorate-Messen im Fall von Tanja (Zeichenelemente E4 und E5) sowie ihre Mitgestaltung von Jugendgottesdiensten (Zeichenelemente E1 mit E3) ebenso anführen wie Karolines Erfahrung als Sternsängerin (Zeichenelemente E1 und E2) und Tims Erinnerung an seine Erstkommunion und seine Firmung (Zeichenelemente E6 mit E9). In Tanjas Fall durchbrechen die Ergänzungen die fortschreibende Linearisierung, weil sie sie nicht mehr in diese einfügt, wie sie es zuvor in der

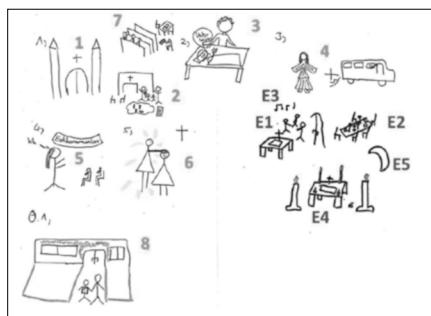


Abb. 23a: Ergänzung von Erlebnissen [Tanja]

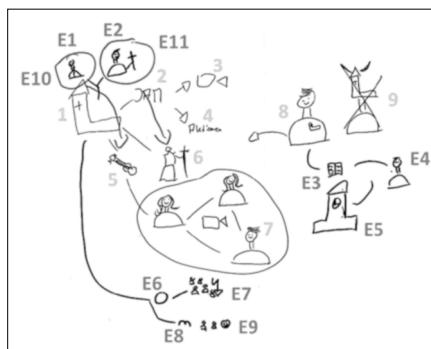


Abb. 23b: Ergänzung von Erlebnissen [Tim]

Erinnerung an den Kindergarten noch mit einer Zwischennummer getan hat. Auch werden beide Ereignisse räumlich getrennt von dem fortgeschriebenen Weg, aber in unmittelbarerer Nähe zueinander auf der Karte platziert, obwohl sie in der zeitlichen Verortung weit auseinanderliegen.

Und auch Tim durchbricht seine Linearisierung, indem er die Polsetzung relativiert: Erstkommunion und Firmung werden zwar durch Verbindungslien an den Pol gebunden, der den kirchlichen Sozialraum markiert, finden aber in der Darstellung ihren Ort außerhalb dieser Pol-Logik. Auf diese Weise wird der Sozialraum Kirche mit

den sakralen Feiern zu einer Klammer, die die enge Freundschaftsbeziehung zwischen Tim und den zwei Freundinnen integriert. Nachträgliche Eintragungen wie die hier genannten vermögen die Wahrnehmung des Ganzen zu verschieben: Das Bild ist die Momentaufnahme einer erinnernden Dynamik.

Neben Ereignissen, die schon länger zurückliegen, werden auch solche erst später eingefügt, die sich in naher Vergangenheit ereignet haben. In mehreren Interviews und biografischen Karten besteht eine solche Ergänzung im Hinzufügen einer Ministrant:innen-Wallfahrt nach Rom im Jahr 2018. Sowohl Benjamin (Zeichenelemente E5 und E6) als auch Cecilia (Zeichenelement E8) und Karoline (Zeichenelemente E13 mit E16) ordnen dieses Geschehen der jeweiligen Linearisierungslogik entsprechend nachträglich in ihre Karten ein. Im Unterschied zu ihnen findet das Ereignis in Madeleines Karte bereits in ihre Ursprungszeichnung Eingang (Zeichenelement 11). Eine nachträgliche Ergänzung dieser Art verweist darauf, dass das Erlebnis in seiner Bedeutung noch nicht vollständig in die religiöse Biografie integriert ist. Das kann daran liegen, dass es zeitlich noch nicht allzu lange zurückliegt und zwischenzeitlich die religiöse Entwicklung und ihr Memorieren durch die Corona-Pandemie Unterbrechung erfahren hat, wie es in mehreren Interviews belegt ist. Es verweist aber möglicherweise auch darauf, dass der erzählte Entwicklungsprozess bereits vor der Romwallfahrt ein Niveau erreicht hat, auf dem die Entwicklung als vorläufig abgeschlossen betrachtet wird. Vor diesem Hintergrund ist auch Stefanie Feststellung und Verschriftlichung am Ende des Interviews einzuordnen, dass sie bereits ein Patentamt übernommen habe (Zeichenelement E3).

Neben den Eintragungen, die sich aus einem ursprünglichen Vergessen und späteren Erinnern ergeben, treten Ergänzungen in Form einer Bedeutungsreflexion auf, die sich dadurch ergibt, dass die Jugendlichen im Rahmen des leitfadengestützten Interviews zu bilanzierenden Antworten gelangen, die von manchen in der Interviewsituation als bedeutsam genug erlebt werden, um sie zeichnerisch in das Bild zu integrieren. Diese Ergänzungen beziehen sich auf den Verbleib in der Kirche, bedeutsame Personen in der Entwicklung und besonders interessante Themen im Feld von Religion, Glaube und Kirche.

Beispielsweise ergänzt Leni ihre Zeichnung gleich um mehrere Elemente, als sie nach den Gründen dafür befragt wird, warum sie trotz der Skepsis ihrer unmittelbaren Familie in der Kirche verbleibt. Sie fügt ihrer Zeichnung in diesem Zusammenhang einen Ministrant:innenhocker hinzu, nach welchem sich Leni auch in jeder fremden Kirche zuallererst umsieht (Zeichenelement E1), darüber hinaus das Zeichenelement »1/4«, das ein Viertel symbolisiert und darauf verweist, dass sie in ihrer Familie die Einzige von vier ist, die eine religiöse Praxis pflegt (Zeichenelement E2), und einen Spruchzettel, wie er in didaktischen Settings sowohl in der Grundschule als auch in den Gruppenstunden der Ministrant:innen zum Einsatz kommt (Zeichenelement E3).

Die Frage nach der Bedeutung von Personen, die in der Eingangserzählung am Rande Erwähnung finden, führt ebenfalls zu Ergänzungen. In Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Tod in Vincents Fall zeichnet dieser eine Gesprächssituation zwischen ihm und seinen Eltern und einem Priester nach (Zeichenelement E1). Tim fügt dem Pol, der den Sozialraum Kirche markiert, die Gestalten eines Priesters und eines Pastoralreferenten hinzu (Zeichenelemente E1 und E2). Auch den Pol, der seine Glaubensreflexion kennzeichnet, ergänzt er um einen Jungen, eine Heilige Schrift und das Schulgebäude und rekurrenz damit auf Pausengespräche mit einem muslimi-

schen Jungen über die Gemeinsamkeiten des Christentums und des Islam (Zeichenelemente E3 mit E5). Die Frage danach, welche Themen in den Bereichen Religion, Glaube und Kirche für die Einzelne und den Einzelnen besonders interessant sind, führt als weiteres Beispiel im Bereich der Bedeutungsreflexionen beispielsweise zu den Eintragungen des Schriftelements »Maria« im Fall von Jessica (Zeichenelement E4) sowie der Begriffe »Nächstenliebe« und »Familie« im Fall von Madeleine (Zeichenelemente E1 und E14). Leni fügt in diesem Zusammenhang ein abstraktes Zeichenelement einer Tötung eines Märtyrers oder einer Märtyrerin ein (Zeichenelement E9) und die ebenso abstrakte Darstellung davon, wie der Tod eines Menschen die Lebenslinie eines anderen Menschen durchkreuzen kann (Zeichenelement E8).

Diese bedeutungsreflexiven nachträglichen Ergänzungen sind in abstrahierter Form Ausdruck von Bezogenheit. Was in Bezug auf die Gründe des Verbleibs im Ministrant:innendienst und in der Kirche und wichtige Personen und Themen erzählt und ergänzt wird, konkretisiert eindrücklich, welche sozialisatorischen Aspekte und vermittelnden Personen Bedeutung entfalten. Die Ergänzungen stehen vielfach in Einklang mit Bedeutungsmarkierungen in Form von Hervorhebungen. Solche Hervorhebungen sind in den Karten in zweierlei Weise auszumachen. Sie sind in der Zeichnung durch eine Besonderheit in der Darstellung gegeben, die in der Unterschiedenheit zu anderen Zeichenelementen erkennbar ist. Hervorhebungen dieser Art unterstreichen die im Erzählanfang gesetzten Linearisierungsgehalte (vgl. Kapitel 6.2). Darüber hinaus bestehen Hervorhebungen auch in Form dezidierter Bedeutungsmarkierungen. Solche Markierungen stehen im Zusammenhang mit der Frage, welche der genannten Ereignisse, Personen und/oder Orte die Jugendlichen aus der heutigen Perspektive als besonders wichtig für ihre religiöse Entwicklung bezeichnen und warum sie das tun. Sie geben in besonderer Dichte Aufschluss darüber, was Jugendliche hinsichtlich der Themen Glaube, Religion und Kirche als persönlich bedeutsam beschreiben und inwiefern sie den genannten Erfahrungen Bedeutung zuschreiben.

Während also Unterscheidung in Form nachträglicher Einfügungen in das Bild Aufschluss darüber gibt, inwieweit das Erzählte in die Biografie integriert ist und welchen sozialisatorischen und vermittelnden Aspekten dabei besondere Bedeutung zukommt, besteht Unterscheidung in Form von zeichnerischer Hervorhebung bereits in den Ursprungszeichnungen als Linearisierungsmarker. Annika hebt beispielsweise in ihrer Zeichnung die Taufe dadurch hervor, dass sie als einzige Emblemdarstellung eine Beschriftung erhält (Zeichenelemente 1 und 2). Und auch in ihrem Erzählanfang ist es die Taufe, die als verbindliche Setzung einer Lebensdimension den Gehalt der Linearisierung offenlegt. Cecilia hebt durch Umrandungen ebenso die Taufe (Zeichenelement 1), aber auch die Firmung (Zeichenelement 8) und mit Hilfe einer Ausgliederung aus der Linearisierung durch Steigerung den Religionsunterricht (Zeichenelement 7) hervor. Damit folgt sie dem Gedanken, dass das Katholische eine Sozialform ist, die in einer typischen religiösen Laufbahn konkret wird, zu der aber nur der gemeindliche Vollzug und nicht der Schulunterricht beiträgt. Tim hebt den Aspekt der Freundschaft (Zeichenelement 7) hervor und macht damit die Bezogenheit zur Kirchengemeinde als Sozialform deutlich, die seine Linearisierung prägt. Schließlich betont Vincent seiner Linearisierung entsprechend seine religiöse Prägung, indem er den Weihnachtsbaum farbig gestaltet (Zeichenelement 1) und die Identifikation des Eigenen in Abgrenzung zu den Lebensläufen anderer dadurch markiert, dass er etwas lebt, was er von seinen

Eltern mitbekommen hat, aber weit über ihr Maß hinaus intensiviert hat. Darauf verweist das ebenfalls farbig ausgestaltete Zeichenelement 12.

Hervorhebungen in Form von Markierungen bestehen darüber hinaus im Zusammenhang mit der Frage, welche der genannten Ereignisse, Personen und/oder Orte die Jugendlichen aus der heutigen Perspektive als besonders wichtig für ihre religiöse Entwicklung bezeichnen würden und inwiefern sie das tun. In nahezu allen Fällen, in denen eine entsprechende Erfahrung besteht, wird der Tod als bedeutsam markiert. Darüber hinaus ist die eigene Tätigkeit in Form von Reflexionen über den eigenen Glauben bei Jessica (Zeichenelemente E1 und E5) oder einsetzender Aktivität als Ministrantin und Lektorin nach der Erstkommunion und nach der Firmung bei Madeleine (Zeichenelemente E5 mit E8) ebenso wie im Altardienst und der geistigen Auseinandersetzung mit Papst Benedikt XVI. und seinen Schriften bei Vincent bedeutsam (Zeichenelemente E2 und E3). In Jessicas Fall liegt eine Gewichtung durch die Betonung der Gemeinschaft der Religionen (Zeichenelement E1) und durch die Hervorhebung des Schriftzugs »allumfassende Religionsunterricht« (Zeichenelement E2) vor. Des Weiteren werden solche Erfahrungen als bedeutsam identifiziert, die in der Kindheit verortend wahrgenommen wurden: Die Kinderkatechese und das Krippeispiel bei Cecilia (Zeichenelemente E5 und E6), der einwöchige Klosteraufenthalt mit der Schule bei Leni (Zeichenelement E7) und die christliche Erziehung im Fall von Madeleine (Zeichenelement E5). Religion in Form einer spirituellen Größe erfährt besondere Bedeutung durch Cecilias Firmung (Zeichenelement E7), aber auch durch Samuels Erfahrung im Zusammenhang mit der Firmung der Schwester (Zeichenelement E1). Dass Religion als soziale Größe fungiert, ist ebenso bedeutsam. Dies zeigt sich an Benjamins Betonung von Gemeinschaft (Zeichenelemente E7 und E8) ebenso wie an Karolines Hervorhebungen, die darin bestehen, dass sie in jedem ihrer religiösen Felder jeweils den Unterspekt umkreisend hervorhebt, der sich auf die Personen in dem Feld bezieht (Zeichenelemente E6 mit E11), und in ähnlicher Weise bei Tim, der dem Pastoralreferenten und dem Priester entscheidende Bedeutung zuschreibt (Zeichenelemente E10 und E11). Und schließlich werden auch Entscheidungssituationen zu Bedeutungsträgern: In zwei Fällen ist die Firmung auf Textebene als solche belegt und auf Bildebene bilanzierend hervorgehoben, nämlich in dem Fall von Cecilia (Zeichenelemente 5,8,9, E1 mit E3) und in dem Fall von Samuel (Zeichenelement E3).

Als bedeutsam wahrgenommen werden also Ereignisse im Zusammenhang mit dem Tod, Möglichkeiten der Eigentätigkeit auf praktischer und reflexiver Ebene, die spirituelle, gewissermaßen sinnliche Bezogenheit auf religiöse Gehalte ebenso wie die soziale und gemeinschaftsstiftende Funktion von Gemeinde und Religion. Darüber hinaus sind die Prägung in der Kindheit und die eigene Entscheidung in Form eines Bekenntnisses in der Jugend von Relevanz.

6.5.1.2 Performative Unterscheidungen

Erfolgte bis hierher die Darstellung expliziter Wissensbestände der Jugendlichen, die über spätere Hinzufügungen und (reflexive) Hervorhebungen im Kartenmaterial Unterscheidung finden, so besteht in der Begrenzung von Zeichenelementen eine weitere Form der Unterscheidung am Bildmaterial. Diese Form führt als Ausdruck atheoretischer Wissensbestände in den Nahbereich dessen, was auf Textebene durch den Prozessparameter Unterscheidung Orientierung findet: die religiöse Diskrepanzerfahrung und die Wahrnehmung der eigenen Position im religiösen und im gesamt-

sozialen Feld. An den Karten werden Grenzziehungen in einer allgemeinen Form zwischen einem Innen und einem Außen sichtbar, wobei das Innen und das Außen jeweils unterschiedliche Ausgestaltung erfahren. Auch wird zwischen einem Bereich des (katholischen) Christseins und des Nicht-Christseins unterschieden, eine Unterscheidung, die sich auch auf den Aspekt empfundener Zugehörigkeit im Gegensatz zum Alleinsein auswirkt. Darüber hinaus finden Unterscheidungen von Lebensbereichen und Ebenen der Wirklichkeit in den Karten Ausdruck.

Ebenen der Wirklichkeit

Mit der letztgenannten Unterscheidung beginnt hier die Betrachtung der Karten in Hinblick auf den entsprechenden Orientierungsrahmen: Verschiedene Ebenen der Wirklichkeit werden in impliziter Form in allen Karten unterschieden, die eine symbolische Bildsprache aufweisen, konkret also in den Karten von Annika, Cecilia, Jessica (die sich dieser Sprache teilweise bedient), Julia, Leni und Vincent. Die Sprache verweist hier, wie in Kapitel 6.3.1 dargelegt, auf eine Ebene der Wirklichkeit, die gegenständlich nicht zu fassen ist und einen Transzendentenzug enthält. In expliziter Weise kommt eine solche Unterscheidung zudem in der Karte von Benjamin zum Ausdruck.

An seiner Darstellung zeigt sich in den Zeichenelementen 2 und 9, dass er zwischen einem irdischen Bereich und einem durch die Wolken als »himmlisch« markierten Bereich unterscheidet. Dieser himmlische Bereich ist der Bereich, in dem die Großeltern nach ihrem Tod gedacht werden und aus dem ein Gefühl von Begleitet-Sein in Benjamins eigenem irdischen Lebensvollzug gedacht wird. Eine weitere Ebene der Wirklichkeit ist in den Zeichenelementen 11 und E1 auszumachen: Hier stellt sich Benjamin jeweils alleine dar, während alle anderen Situationen von Interaktion geprägt sind. Das Zeichenelement 11 bezieht sich dabei auf eine kognitive Auseinandersetzung mit dem Glauben, das Zeichen-element E1 auf das konkrete Erfahren von Sakramenten. Beide Darstellungen verweisen demnach auf innere Vorgänge, während die übrigen Situationen von Interaktionen und Handlungen im sozialen Miteinander geprägt sind.

Auch in Julias Karte sind ein Bereich des Irdischen und ein Bereich des Transzendenten deutlich unterscheidbar. Wie bei Benjamin findet das Irdische im unteren Bildbereich, das Transzendentale im oberen Bildbereich seinen Ausdruck.

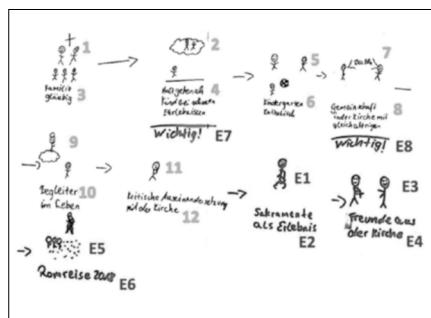


Abb. 24: Unterscheidung einer irdischen und einer himmlischen Ebene [Benjamin]



Abb. 25: Unterscheidung einer irdischen und einer transzendenten Ebene [Julia]

In Julias Fall sind die beiden Bildbereiche aber noch deutlicher als bei Tim in Bezugshheit aufeinander angelegt. Sie erfahren eine deutliche Verbindung über das Wirken unsichtbarer Kräfte (Zeichenelemente 8 und E3).

In Tanjas Karte wird eine Unterscheidung von Wirklichkeitsebenen nur an einem Zeichenelement sichtbar: an der Darstellung ihrer Firmung. In dieser Darstellung greift sie auf eine Farbmarkierung in Gelb zurück (eine von nur zwei farblich hervorgehobenen Elementen in der ganzen Karte), die in Form eines Kranzes das Geschehen umgibt. Eine Assoziation mit einer Art Heiligenchein liegt nahe. Sie bringt damit zum Ausdruck, dass von dem Firmspender eine Wirkung aus- und auf sie über geht, die nicht näher bestimmbar ist. Das Kreuz verweist zusätzlich auf eine Wirklichkeit, die nur symbolisch abbildbar ist.



Abb. 26: Unterscheidung einer anderen Wirklichkeit [Tanja]

Lebensbereiche

Als weltimmanentes Äquivalent zu der Unterscheidung von Ebenen der Wirklichkeit erfährt die Unterscheidung von Lebensbereichen in den Karten Ausweis:

In prägnanterster Weise ist die Unterscheidung von Lebensbereichen an der biografischen Karte von Tim gegeben. Dies geht bereits aus der Analyse in Bezug auf die Linearisierungsform in Kapitel 6.1.2 hervor. Tim untergliedert seine Karte ursprünglich, das heißt in der ersten Interviewphase, in drei Pole: den kirchlichen Sozialraum, den engen Raum der Dreier-Freundschaft und den reflexiven Raum. Im weiteren Interviewverlauf verändert sich der Gehalt der Räume: Der kirchliche Sozialraum wird um bedeutsame Personen (Zeichenelemente E1 und E2) sowie sakramentale Feiern (Zeichenelemente E6 mit E9) erweitert und umschließt dadurch den Raum der Freundschaftsbeziehung. Der als reflexiver Raum ausgewiesene Bereich findet Ergänzung durch die Darstellung des Schulgebäudes, einer Heiligen Schrift und eines muslimischen Schulfreunds (Zeichenelemente E3 mit E5). Damit erfahren drei Lebensbereiche Unterscheidung: der Raum des Nachdenkens, der schließlich mit Schule, also Bildung assoziiert wird, und der Raum von Kirche sowie der Raum enger sozialer Beziehungen. Im Laufe der Erzählung und in der Erweiterung des Bildes wird deutlich, dass der kirchliche Raum als sozialer Raum verstanden wird, der die Interaktion und die eigene soziale Tätigkeit, im Sinne eines sozialen Eingebundenseins auf freundschaftlicher Ebene, ermöglicht.

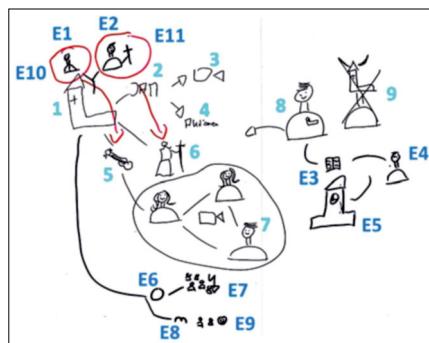


Abb. 27: Unterscheidung eines kirchlichen, schulischen und privaten Lebensbereichs [Tim]

Ich gehe halt auch nicht in die Kirche, um Gott zu sehen (unverständlich) und dann sehe ich halt so Leute und hab gute Gespräche, sondern ich gehe teilweise auch (-) wegen den Leuten in die Kirche und bin halt dann bei Gottesdienst, so. Ich geh wegen, teilweise wegen den Minis in die Kirche und bin halt dann beim Gottesdienst, weil ich da bin, so. Aber ich bin wegen Gott hingegangen, bin am Anfang wegen Gott hingegangen und das ist die Ursache. Und deswegen bin ich da und deswegen habe ich gute Leute. Und deswegen gehe ich wegen den Leuten zu Gott. [Mhm.] Das ist im Prinzip so (-) ist eigentlich, ist eigentlich immer ein miteinander (Interviewtext Tim, 540–546).

In diesem Sinne ist es ein Ausweis von Kohärenz, dass die freundschaftliche Dreierbeziehung im Rahmen der Bildergänzung schließlich von dem kirchlichen Feld umgeben ist. Es entsteht der Eindruck einer Einbettung. Obwohl sich der Bereich der Glaubensreflexion auch auf das kirchliche Feld bezieht, bleibt er auf der Bildebene doch davon unterschieden. Tatsächlich wird der kirchliche Raum von Tim als nach außen hin stark abgegrenztem Raum verstanden, wie es die Reflexion der elterlichen Taufentscheidung am Ende des Interviews verdeutlicht:

Kirche ist im Prinzip ne ganz tolle Welt in sich, so. Von der man außen nicht mitkriegt, oder von außen nichts mitkriegt (Interviewtext Tim, 555f.).

Auch in Jessicas Karte wird die Unterscheidung von Räumen sichtbar: Familie, Schule und Kirche bilden drei Markierungen, die jeweils auf Gehalte verweisen, die in ihnen von Bedeutung sind. Es lassen sich dabei aber keine voneinander abgegrenzten Bereiche identifizieren. Das weist darauf hin, dass die verschiedenen Räume in Jessicas Erleben deutlich stärker miteinander verknüpft sind als beispielsweise bei Tim. Aus der ausführlichen Vorführung der ikonischen Interpretation an ihrer Karte in Kapitel 5.2.5 geht hervor, dass diese Verbindung von Handlungsräumen sich an einer stark kognitiven Auseinandersetzung mit dem Religiösen vollzieht. Jessicas Karte stellt insofern eine Besonderheit dar, als dass sie in ihrer Ursprungsfassung nur andeutungsweise Grenzziehungen aufweist, die im Endprodukt vollständig verbindend überwunden werden.

In anderer Form ist an Samuels biografischer Karte eine Unterscheidung zwischen einem weltlichen Bereich und einem kirchlichen Bereich gegeben, wobei beide Bereiche Orte religiöser Erfahrung beinhalten. Diese Unterscheidung vollzieht sich in einer Trennung von rechtem und linken Bildbereich auf darstellender und inhaltlicher Ebene. Die Trennung der Bildbereiche erfolgt von Samuel unbedacht und ist wesentlich durch den Pfeil bestimmt, der einen Zeitstrahl markiert und auf die Tätigkeit im Chor



Abb. 28: Unterscheidung eines kirchlichen und eines weltlichen Lebensbereichs [Samuel]

beziehungsweise die Musik als stabilen Faktor im Feld des Religiösen verweist (Zeichenelemente 6 und 7). Während die dargestellten Erfahrungen der Taufe, des Religionsunterrichts in der Grundschule und des Eintritts in den Chor oberhalb des Pfeils grundsätzlicher, das heißt verortender Natur sind, beziehen sich die Erfahrungen im linken Bildbereich auf Erfahrungen im eher weltlichen Feld und die im rechten Bildbereich auf Erfahrungen im kirchlichen Raum, man kann sogar sagen im gemeindlichen Raum. Der kirchliche Raum kann als gemeindlicher Raum gefasst werden, weil er nur Vollzüge im Innenbereich von Kirchengemeinde, nämlich den Gottesdienstbesuch mit dem Gitarre spielenden Vater, die Erstkommunion, die Firmung der Schwester und die eigene Firmung abbildet, während sich alle Elemente im linken Bildbereich, konkret die Reisen mit dem Chor und der Familie und die Beerdigungen der Großonkel sowie das Gespräch über den Tod mit einem Opa, nicht im kirchlichen Bereich ereignen. Der Chor markiert in der Fortführung des Zeitstrahls einen Zwischenbereich zwischen »innerkirchlich« und »außerkirchlich«: Er ist an den Raum der Kirche gebunden, das Singen im Chor an sich ist für Samuel aber eher eine Art weltliches Hobby als ein religiöser Vollzug und weist damit in den weltlichen Bereich.

Auch wenn in Samuels Karte grob zwischen einem weltlichen Feld und einem kirchlichen Raum unterschieden wird, lässt sich daran noch nicht dezidiert eine Unterscheidung von innen und außen festmachen – weil nicht belegbar ist, welcher Bereich das Innen markiert und weil es eine distinkte Unterscheidung von kirchlichem und weltlichem Bereich gar nicht gibt, wie es die Chortätigkeit belegt.

Religionszugehörigkeit

Die Unterscheidung in den Kategorien von innen und außen impliziert, dass beide Bereiche disjunkt sind. Hier werden Gegensätze entworfen. Eine markante Umsetzung dieser Form von Unterscheidung erfolgt durch Stefanie, indem sie in der Bildmitte den Bereich ihrer Person anlegt und in einem Außen zu diesem Persönlichkeitsraum verschiedene Einflüsse anordnend auf das Innere bezieht. Die eigene Person wird als zentrale Bezugsgröße gesetzt und wird gegen das Äußere abgeschirmt. Das bedeutet nicht, dass der innere Bereich der Persönlichkeit undurchlässig für äußere Einflüsse ist, aber inwiefern und unter welchen Bedingungen eine Integration erfolgt, bleibt weitestgehend offen. Der Außenbereich ist dementsprechend auch zu großen Teilen nicht mit konkreten Erfahrungen gefüllt, sondern besteht in der Benennung von Feldern, in denen Religion explizit thematisiert wird. Religion wird hier auf der Sachebene, nicht auf der Bedeutungsebene verhandelt. Die hier bildhaft dargestellte Grenzziehung spiegelt sich in der gesamten Interviewsituation und in den Aussagen, die Stefanie tätigt. Anhand der ikonologischen Interpretation ihres Kartenmaterials kann belegt werden: Stefanie empfindet das Religiöse mehr als die anderen Interviewpartner:innen als etwas sehr intimes und sieht die



Abb. 29: Abgrenzung des Inneren gegenüber dem Äußeren [Stefanie]

Notwendigkeit, diesen Persönlichkeitsbereich einem besonderen Schutz zu unterstellen. Es liegt nahe, dieses Bedürfnis auf schlechte Erfahrungen zurückzuführen, die Stefanie insbesondere im Setting des gymnasialen Religionsunterrichts macht. Dabei markiert der Wechsel von der Grundschule in das Gymnasium eine deutliche Zäsur. Im Gymnasium spüre sie »die negativen Auswirkungen darauf, dass man eben stark religiös ist« (Interviewtext Stefanie, 398 f.). Stefanie Grenzziehung scheint demnach eine Grenzziehung zu sein, die im Außen Bestätigung findet oder möglicherweise erst aus der Außenwahrnehmung resultiert: Stefanie wird als streng religiös, als der Norm nicht entsprechend, wahrgenommen und erfährt in dieser Andersartigkeit soziale Sanktionierung in Form von Diskriminierung.

Das Innen und das Außen wird hier auf der Ebene der Religiosität des Subjekts verhandelt. Ein Innen und ein Außen lässt sich aber auch in einer generalisierenden Form auf der Ebene von Religionszugehörigkeit im Allgemeinen verhandeln. Dies erfolgt in den Karten von Madeleine und Vincent.

Madeleine begreift das Innere als das katholische Christentum, als eine Gemeinschaft von Gläubigen, die sich in den Dienst der Kirche und des Glaubens stellen. Sie bezieht sich in der Gestaltung ihrer Karte allein auf Orte, Personen und Ereignisse, die dezidiert als katholisch ausgewiesen werden können: Es handelt sich um einen katholischen Kindergarten, eine katholische Grundschule, ein katholisches Gymnasium, Rom ist die katholische Stadt schlechthin, Erstkommunion und Firmung sind katholische Sakramente, Klosterschwestern, Ministrant:innen, Mesner und Frauen, die es alten Menschen ermöglichen, den Gottesdienst zu besuchen, sind katholische Diensthabende, eine christliche Erziehung, Familie und Nächstenliebe stellen verbindliche Werte des Katholischen dar.

Inhaltlich ist fast die gesamte Karte auf dieses Innere bezogen. Hier erfolgt insofern auch keine Abgrenzung, als Madeleine nun mal Erfahrungen in diesem Raum des Katholischen macht, weil sie in ihm verortet ist. Es bleibt zunächst offen, ob es ein disjunktes Außen überhaupt gibt oder ob dieses Innen sich in Madeleines Denken beliebig ausdehnen lässt. Unterschiedenheit ist in der Karte an der roten Umrandung des Mesners (E1) und an dem roten Schriftzug in Bezug auf die Nachbarin (E2) geben und ebenso in den losen grünen Schriftzügen am linken oberen Bildrand (E3 und E4) und am rechten unteren Bildrand (E10). Die roten Elemente verweisen auf Personen, die Madeleine in ihrem Glauben inspiriert haben. Sie sind, wie angeführt, Teil des katholischen Bereichs. Auffallend sind die zwei randständigen grünen Schriftzüge. Sie fallen aus dem Rahmen. Der Schriftzug in der linken oberen Ecke wird an anderer Stelle in diesem Kapitel noch Thematisierung finden. Der Schriftzug »keine Kritik von anderen gegenüber meinem Glauben« (Zeichenelement E10) rechts unten ist markant. Nicht nur dass er ebenso lose und zusammenhangslos in der Karte Platz findet, er verweist auch auf andere und ihre Sicht: Und hier kommt auf inhaltlicher Ebene das Innere zum Tragen. Madeleine weiß, dass sie sich in einem relativ

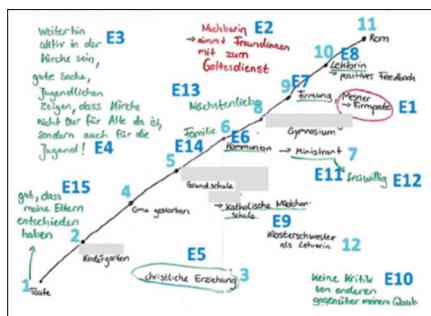


Abb. 30: Abgrenzung des Christentums gegenüber dem Äußeren [Madeleine]

randung des Mesners (E1) und an dem roten Schriftzug in Bezug auf die Nachbarin (E2) geben und ebenso in den losen grünen Schriftzügen am linken oberen Bildrand (E3 und E4) und am rechten unteren Bildrand (E10). Die roten Elemente verweisen auf Personen, die Madeleine in ihrem Glauben inspiriert haben. Sie sind, wie angeführt, Teil des katholischen Bereichs. Auffallend sind die zwei randständigen grünen Schriftzüge. Sie fallen aus dem Rahmen. Der Schriftzug in der linken oberen Ecke wird an anderer Stelle in diesem Kapitel noch Thematisierung finden. Der Schriftzug »keine Kritik von anderen gegenüber meinem Glauben« (Zeichenelement E10) rechts unten ist markant. Nicht nur dass er ebenso lose und zusammenhangslos in der Karte Platz findet, er verweist auch auf andere und ihre Sicht: Und hier kommt auf inhaltlicher Ebene das Innere zum Tragen. Madeleine weiß, dass sie sich in einem relativ

geschlossenen Bereich des Katholischen befindet, und weil dieser Raum ihre gesamte Lebenswelt ausfüllt, sind andere auch nur insofern andere, als dass sie andere Personen innerhalb dieses Raumes darstellen. Madeleine ist sich aber bewusst, dass es auch außerhalb dieses Raumes andere gibt. Sie kommt beispielsweise im Rahmen der Firmvorbereitung mit ihnen in Kontakt. Sie weiß um die Spezifität ihrer Lebenswelt und darum, dass es Bestandteil dieser Spezifität ist, hinsichtlich der eigenen Religiosität und Religionszugehörigkeit nicht in Frage gestellt zu werden. Ein Außen beginnt da, wo ein kritisches Hinterfragen der eigenen Haltung seinen Ursprung nimmt. Dieses Außen steht aber nicht in Zusammenhang mit Madeleines Erleben und findet daher in marginaler Form und unverbunden seinen Platz in der biografischen Karte. Es ist ein imaginiertes Anderes, das in die Erzählung Eingang findet, als Madeleine dazu aufgefordert wird, Vermutungen darüber anzustellen, warum andere Jugendliche trotz des anfänglichen Ministranten:in-Seins einen »anderen Weg« eingeschlagen haben, wie sie es nennt.

In ähnlicher Weise kommt Abgrenzung in Vincents Karte zum Tragen. Auch seine Karte ist als eindeutig christlich markiert. Das wird allein an den zahlreichen Kreuzen deutlich, wie sie in nahezu jedem gestalteten Erlebnis zum Vorschein kommen. Darüber hinaus verweisen zahlreiche andere Zeichenelemente aus dem christlichen Symbolfeld auf einen christlichen Prägeraum des Glaubens. Wie bei Madeleine ist dies noch nicht Ausweis einer Abgrenzung, die eine Unterscheidung eines Innen und Außen bedeutet. Auch hier bedarf es für eine solche Feststellung einer Betrachtung der Details. In Vincents Karte sind dafür die Zeichenelemente 8 und 12 inhaltlich bedeutsam. Das Zeichenelement 8 bildet die inhaltliche Auseinandersetzung mit atheistischen Mitschüler:innen ab, in der sich Vincent in die Lage versetzt sieht, in seinem Glauben hinterfragt zu werden und sich rechtfertigen zu müssen. Mit Hilfe des Zeichenelements 12 stellt sich Vincent unter Gymnasiast:innen in einer Großstadt als »Hahn im Korb« dar (vgl. Interviewtext Vincent, 152). In beiden Zusammenhängen ist es seine Religiosität, die ihn von anderen unterscheidet. Und an dieser Äußerung wird deutlich, dass er selbst seine Religiosität als Unterscheidungsmerkmal gegenüber einem zumindest großen Teil seines Umfelds wahrnimmt.

Sowohl bei Madeleine als auch bei Vincent besteht also das Innen durch die katholische Geprägtheit des eigenen Lebensvollzugs. Es stellt in einem umfassenden Sinn die eigene Lebenswirklichkeit dar, wird aber nicht wie im Fall von Stefanie allein auf der Ebene des Subjekts verhandelt, sondern bindet die eigene Religiosität stärker in ein die Familie überschreitendes übergeordnetes Gefüge ein. Religiosität fungiert hier nicht nur als Identitätsmerkmal, sondern auch als Merkmal der Zugehörigkeit. In Madeleines Fall bezieht sich diese Zugehörigkeit auf eine erfahrene Gemeinschaft von Menschen, die sich aktiv als Christ:innen identifizieren. In Vincents Fall bezieht sich die Zugehörigkeit auf ein spezifisches Weltdeuten und Weltverstehen. Das Außen



Abb. 31: Abgrenzung des Christlichen gegenüber dem Säkularen [Vincent]

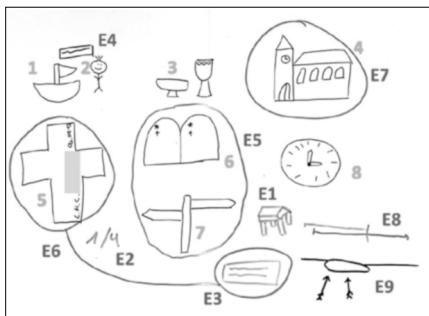


Abb. 32: Unterscheidung von Zugehörigkeit und Alleinsein [Leni]

hingegen besteht sowohl bei Stefanie als auch bei Madeleine als auch bei Vincent als das kritische Andere. Als solches ist es negativ konnotiert und trägt dadurch zur Festigung der eigenen religiösen Identität bei.

Wie bedeutsam die Unterscheidung zwischen Zugehörigkeit und Alleinsein im Feld des Religiösen sein kann, bringt Leni bildlich in den Ergänzungen ihrer Karte zum Ausdruck. Nahezu alle zeichnerischen Ergänzungen beziehen sich inhaltlich auf diese

Unterscheidungsthematik. E1 verweist auf einen Ministrant:innenstuhl im Altarraum, den Leni in jeder Kirche sucht, eine Suche nach Zugehörigkeit auch in einem fremden Umfeld. E2 symbolisiert, dass Leni die Einzige unter vier Familienmitgliedern ist, die ihren Glauben auslebt, E8 zeigt an, dass der Tod eines Menschen in dem Leben eines anderen Menschen einen Schnitt bewirkt und dass dieser fortan alleine weitergeht, wo er zuvor zu zweit unterwegs war. E9 thematisiert den gewaltsamen Tod eines Märtyrers, also eines Menschen, der sich für seine Überzeugungen opfert oder Verfolgung auf sich nimmt und mit dieser Überzeugung in seinem unmittelbaren Umfeld weitestgehend alleine ist. Leni erlebt das Alleinsein in ihrem Glauben im familiären und im schulischen Kontext als belastend, der Ministrant:innendienst ist für sie das Mittel, um Zugehörigkeit in religiösen Belangen überhaupt herstellen zu können. Eine Unterscheidung zwischen Innen und Außen ist für Leni nicht möglich, weil sie sich in einer permanenten Ambivalenz von Lebensbereichen bewegt, in denen es auszutarieren gilt, wie viel Glaube und Un-Glaube für die Realisation des jeweiligen Wunsches nach Zugehörigkeit verträglich ist.

In den Karten von Madeleine und Cecilia tritt Unterschiedenheit zusätzlich in einer besonderen Form in Erscheinung: Sie setzen Aussagen mit einem Ausrufezeichen ein. Madeleine artikuliert am linken oberen Bildrand »Weiterhin in der Kirche aktiv sein, gute Sache, Jugendlichen zeigen, dass Kirche nicht nur für Alte da ist, sondern auch für die Jugend!« und Cecilia formuliert am rechten oberen Bildrand in Bezug auf ihr Ministrant:innen-Sein: »Wir sind wichtig!« Beide vermitteln auf diese Weise, dass sie in ihrem Engagement eine gesellschaftliche Relevanz wahrnehmen, und beziehen sich auch damit auf ein Außen. Das eigene Tun erfährt dadurch nicht nur eine Legitimation, sondern erfährt auch die Zuschreibung von Sinn. Unterscheidung vollzieht sich hier zwischen einem privaten Vollzug von Glaube mit einem Nutzen für das Selbst und einem öffentlichen Wirken für andere. Hier wird bedeutsam, dass Religiosität entgegen manchen Diskursen nicht als Privatsache verhandelt wird, sondern auch in ihrer sozialen Dimension wahrgenommen und ausgeübt wird. Dass diese Unterscheidung so markant in Form von Ausrufesätzen erfolgt, verweist auf eine hohe emotionale Aufladung dieses Gehalts.

6.5.2 Unterscheidung am Textmaterial

Die Unterscheidung von Ebenen der Wirklichkeit, von Lebensbereichen und von Formen und Graden der Zugehörigkeit, wie sie aus der Analyse der Biografiekarten hervorgehen, sind auch auf der Textebene wirksam und orientieren dementsprechend deutlich Diskrepanz erfahrungen und die Wahrnehmung der eigenen Position im religiösen und im gesamtsozialen Feld. Hinzu treten eine Reihe weiterer Unterscheidungen. Dabei finden Situationen, die als Unterscheidungssituationen rekonstruiert werden können, überwiegend ab dem Alter der Erstkommunion Eingang in die Biografien, in dem die Fähigkeit zu Reflexion beginnend vorausgesetzt werden kann (vgl. Bovenschen et al., 2020, S. 7). Ob die auftretenden Unterscheidungen tatsächlich in der Situation bedeutsam sind, in deren Zusammenhang sie zur Sprache kommen, oder einer nachträglichen Reflexion entspringen, bleibt dabei oft unklar. Dass eine Unterscheidung tatsächlich in der jeweiligen Situation vorgenommen wird, tritt nur dann offen zu Tage, wenn sie Konsequenzen nach sich zieht, die ebenfalls in der Erzählung thematisiert werden. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf solchen Unterscheidungen, die die Revision von bisher gültigen Anschauungen und Vorstellungen erfordern. Da Unterscheidungen vor allem in den Textsorten Argumentation und Bilanzierung sichtbar werden, liefern sie ganz generell wertvolle Einblicke in die Orientierungsschemata, die eine Entwicklung beeinflussen. Im Folgenden werden dementsprechend sowohl solche Unterscheidungen abgebildet, die Ausgangspunkt einer Revision sind, als auch solche, die zu einem höheren Maß an Bewusstheit gegenüber der eigenen Religiosität in Bezug auf ihre Funktion und ihren Nutzen für das Aneignungssubjekt sowie ihre gesellschaftlichen Implikationen führen. Das Kapitel gliedert sich in verschiedene Felder, in denen Unterscheidung thematisiert wird. Die Themenfelder folgen in ihrer Anordnung einer Weitung des Rahmens aus einem Bereich des individuellen, weitestgehend familiär verorteten Zugangs zu Religiosität über den Bereich von sozialer Bezogenheit der eigenen Religiosität im Raum von Gemeinde und Schule in den Bereich der gesellschaftlichen Bezugnahme auf Religion und Kirche. Zunächst wird im Themenfeld »Individualität der Konstruktion« ganz grundsätzlich dargestellt, dass zwischen einer unreflektiert übernommenen Religiosität und einer erarbeiteten Religiosität unterschieden wird. Diese Unterscheidung ist maßgebend für alle weiteren Unterscheidungen, denn nur vor dem Horizont der Eigeninterpretation gewinnen diese Bedeutung. Hier geht es um die prinzipielle Unterschiedenheit des eigenen Verstehens von Glauben gegenüber dem Verstehen anderer. Es wird unterschieden zwischen einem persönlichen und einem allgemeinen Gottesbegriff und zwischen einem persönlichen und einem allgemeinen Glaubensbegriff. Daran schließen sich Unterscheidungen im Feld »Leben und Tod« an. Hier geht es zunächst um die Unterscheidung einer irdischen Dimension der Lebenswirklichkeit und einer himmlischen Dimension der Lebenswirklichkeit, um eine Unterscheidung von menschlichem und göttlichem Einflussbereich und ebenso um eine Sphäre des Wissens und eine Sphäre des Nicht-Wissens. Darüber hinaus werden eigene Vorstellungen von vermeintlichen katholischen Lehrmeinungen und Lehren anderer Religionen unterschieden. Im Bereich von Gemeinde ist das Feld »Formen der Praxis« zu beschreiben. Hier vollzieht sich Unterscheidung zwischen Kirchenraum und kirchlichem Vollzug auf der einen Seite und Alltagsraum und alltäglichem Vollzug auf der anderen Seite. Zudem wird die Lebensweltorientierung von der Traditionsoorientierung unterschieden, die Er-

wartung, etwas für sich mitnehmen zu können, von einer Repetition zum Selbstzweck und das passive Konsumieren religiöser Formen von der aktiven Gestaltung. Das Feld »Formen der Auseinandersetzung« wird von den Jugendlichen weitestgehend in Erzählungen über den Religionsunterricht entfaltet. Hier unterscheiden sie zwischen einer persönlichen Relevanz von Glaube und Religion und Religion als Diskurssystem. Sie gehen auf Machtgefälle zwischen Lehrer:innen und Schüler:innen ein und heben eine oberflächliche Thematisierung von Religion von einer Thematisierung ab, die nach der persönlichen Bedeutung von Gehalten fragt. Die Didaktik des Religionsunterrichts in Grundschule und Gymnasium wird unterschiedend anhand der Kategorien Eigentätigkeit, Erwünschtheit von Subjektivität und Verstärkung analysiert. Das Themenfeld »Glaube und Vernunft« ist überwiegend ebenso an den schulischen Bereich gebunden und umfasst Unterscheidungen, die den Glauben, der eng mit dem Fühlen einhergeht, in Beziehung zur Vernunft setzen. Dabei kommt der Vernunft entweder die Rolle zu, für den Glauben irrelevant zu sein, oder sie wird als »Gegenspieler« des Glaubens wahrgenommen oder sie erhält eine eigene Berechtigung in der Auseinandersetzung mit dem Glauben. Beispielsweise kann sie dazu dienen, Glaubensgehalte zu erfassen, den Gegenstand des Glaubens generell zu erfassen, sich im Glauben zu artikulieren und eigene Vorstellungen zu präzisieren. Auch kommt ihr die Rolle zu, den Glauben vor Fehlformen zu bewahren. Dem Bereich der Gesellschaft werden schließlich die Felder »Religiosität als Alleinstellungsmerkmal« und »Unterscheidungen in Bezug auf die Institution Kirche« zugeordnet. Dass sich die eigene Religiosität von anderen unterscheidet, wird bereits im Rahmen der Erstkommunion-Vorbereitung offenbar, in der teilweise nur wenige oder gar keine Kinder aus der eigenen Klasse anwesend sind. Prägnanter wird die Unterschiedenheit aber, wenn es um die Haltung gegenüber Glaube und Kirche, die Vorstellungen von Glaube und Kirche und das Wissen über religiöse Gehalte und Vollzüge geht. Dass die Unterschiedenheit von anderen in Bezug auf die Religiosität in einem Gefühl von Alleinsein mündet und nicht selten auch mit Diskriminierung oder der Angst vor Diskriminierung einhergeht, wird ebenso deutlich. Unterscheidungen in Bezug auf die Institution Kirche beschreiben die Ambivalenz, in der die Jugendlichen ihre Haltung finden müssen: Einerseits sehen sie die Kirche als Möglichkeit des Austausches mit Gleichgesinnten, schätzen ihren diakonischen Einsatz wert und erleben sie als nützlich und relevant, andererseits wissen sie um die gesellschaftliche Kritik und halten diese auch weitestgehend für berechtigt. Die Verfehlungen der Kirche beziehungsweise ihrer Vertreter wirken sich dabei auch auf den individuellen Glauben an Gott aus. Unterscheidungen beziehen sich hier auf die Missbrauchskrise, den Welt- und Zeitbezug, die pastorale Qualität und die eigenverantwortete Freiheit.

Die genannten sieben Felder werden im Folgenden anhand von Interviewpassagen erschlossen und erfahren dadurch Konkretion.

6.5.2.1 Individualität der Konstruktion

Eine Unterscheidung, die allen anderen Unterscheidungen zugrunde liegt und deren Bedeutung unterstreicht, ist die zwischen einer übernommenen und einer erarbeiteten Religiosität. In vielen Interviews wird bereits zu Beginn herausgestellt, dass die eigene Entwicklung sich von dem abhebt, was einst von den Eltern oder anderen Personen in Bezug auf Religion vermittelt wurde. Dies kommt in expliziter Form zur

Sprache (vgl. Kapitel 6.1.1, S. 129 f.), zeigt sich aber auch in der Verwendung einschlägiger Verben, die die Interviewtexte durchziehen. Tanja beispielsweise sagt

und (-) ich denke mir auch, dann lebe ich halt in meinem Alltag (-) so wie ich den Glauben irgendwie verstehe und so, wie ich ihn interpretieren würde und ausleben will (Interviewtext Tanja, 379 f.).

Das hier formulierte eigene Interpretieren und das eigene Wollen machen deutlich, dass das Glauben und die Gestaltung des Lebens aus dem Glauben heraus mit einer Subjektivierung und mit Eigenaktivität einhergehen. Verben der Eigenaktivität, wie sie in den Interviews zur Anwendung gelangen, sind beispielsweise auch »sich auseinandersetzen«, »sich weiterentwickeln«, »sich entscheiden«, »sich überlegen«, »sich eine Meinung bilden« und »den eigenen Weg finden«. Weil Religiosität etwas ist, das nicht nur wahrgenommen, sondern auch verstanden werden will, und weil Religiosität in einer Vielzahl von Formen und Ausprägungen besteht, mit der die Jugendlichen im Zuge der Erweiterung ihres Handlungs- und Denkraums zumindest in Teilen konfrontiert sind, ist eine subjektive Entscheidung darüber nötig, welche Gehalte und Formen relevant sind und inwiefern sie das sind. Die Unterscheidung von Gehalten und Formen ist demnach nicht nur Ergebnis einer Wahrnehmung von Lebenswirklichkeit, sondern auch ein Erfordernis im Hinblick auf die Konstruktion einer eigenen Haltung. Eine solche Konstruktion wird während des Sozialisationsprozesses nicht selten von Vermittler:innen des Glaubens explizit eingefordert. Tanja wird beispielsweise im Laufe ihrer Entwicklung gefragt

Was ist denn Gott für dich? Oder was, ähm (-), was ist dein Glaube, woran hältst du dich fest? (Interviewtext Tanja, 404 f.).

In Folge solcher Anfragen erfolgt eine Unterscheidung christlicher Gehalte in Form einer Priorisierung. Tanja verdichtet die priorisierten Gehalte schließlich zu einer Kurzformel dessen, woran sie ihr Christsein bindet:

Und das ist halt so meine Definition des Glaubens. Dass Gott ein guter Gott ist (-). Ähm (...) auch wenn nicht alles perfekt läuft. [Mhm.] [...] Und ähm, ja, das ist mir auf jeden Fall wichtig, dass man sich immer vor Augen führt, dass Gott ein guter Gott ist. Man kann sich eben an ihn wenden. Und (-). Man muss auf jeden Fall auch seine nächsten Menschen lieben und achten. Das sind so meine Grundsätze und meine Definition meines Glaubens (Interviewtext Tanja, 428–433).

Es ist deutlich geworden, dass eine übernommene Religiosität von einer selbst erarbeiteten zu unterscheiden ist und dass zumindest im Feld der ministrierenden Gymnasiast:innen der Anspruch geltend gemacht wird, zu einer eigenen Religiosität zu finden. Dieser Anspruch ist kein reiner Selbstanspruch, sondern wird auch aus dem als religiös markierten Umfeld an die Kinder und Jugendlichen herangetragen. Unterscheidung wird in diesem Zusammenhang zu einer Grunddimension religiöser Entwicklung.

Im Folgenden wird veranschaulicht, innerhalb welcher Themenfelder Gehalte in bevorzugter Weise Unterscheidung finden. Dabei kommen Orientierungsschemata, die die religiöse Entwicklung beeinflussen in besonders prägnanter Weise zum Vor-

schein. Beginnend wird auf das Themenfeld Tod Bezug genommen, weil es erstens in vielen der Interviews als besonders bedeutsam markiert wird und weil es zweitens als Gegenstand des persönlichen Glaubens, im Gegensatz zu der Mehrheit der weiteren Themenfelder, in der Thematisierung durch die Jugendlichen keine soziale Dimension in sich trägt, das heißt, dass sie hier auf ihr Denken rekurrieren, aber dieses nicht in der Interaktion innerhalb eines sozialen Raumes erinnern.

6.5.2.2 Leben und Tod

Das Thema Tod findet sowohl als Thema in Verbindungssituationen als auch als Gegenstand von Unterscheidungen Eingang in die Erzähltexte. Während in Verbindungssituationen die emotionale Wirkung der Auseinandersetzung mit dem Tod im Vordergrund steht, ist es im Feld der Unterscheidung die kognitive Ebene der Auseinandersetzung, die in den Blick gerät. Grundlegend für diese Auseinandersetzung ist die Unterscheidung von Tod und Schlaf. Sie spiegelt ein erstes Erkennen, dass der Tod anderer Qualität ist und über Bekanntes hinaus zu denken ist. Dies geschieht, indem er mit Gott und dem Bereich des Himmels assoziiert und damit in Unterschiedenheit zu einer irdischen Dimension der Wirklichkeit gedacht wird. Madeleine zeichnet dieses Erstverstehen nach:

Nächster Punkt, der mit Religion zu tun hat, (-) ähm (-), ja, war als meine Oma gestorben ist, da war ich noch relativ jung und habe das auch nicht wirklich verstanden, dass sie gestorben ist. Also (-), ähm (-), ich dachte damals, dass sie schläft und habe auch überhaupt nicht verstanden, warum meine Eltern, oder beziehungsweise meine Mama geweint hat (-), habe sie aber in Arm genommen. Und meine Mama meinte dann zu mir ja (-), deine Oma (-) ist jetzt im Himmel, und dass wir halt dann alle irgendwann (-) sozusagen wieder vereint sind (-) und dass sozusagen der liebe Gott, jeden irgendwann zu sich holt (Interviewtext Madeleine, 33–39).

Madeleine ist irritiert von der Traurigkeit ihrer Mutter. Sie orientiert sich an deren Erklärungen, eine übliche kindliche Orientierung in Erfahrungsbereichen, die als neu gelten. Die Mutter vermittelt ein spezifisch christliches Orientierungsschema: den Glauben an ein Leben nach dem Tod und das einstige Wiedersehen bei Gott. Gleichzeitig erfährt Madeleine die Paradoxie, die im Tod besteht: Trotz einer trostspenden Perspektive ist er schmerhaft.

Es ist offenbar, dass die Unterscheidung zwischen einer irdischen Dimension des Lebens und einer himmlischen Dimension des Lebens nach dem Tod die Frage aufwirft, was nach dem Tod passiert, wie diese himmlische Dimension beschaffen ist. Samuel artikulierte das in der Erinnerung an Fragen, die die Erstbegegnung mit dem Thema bei ihm auslöste:

Was passiert eigentlich, wenn jemand stirbt, so? Was passiert, wenn meine Eltern sterben? Was passiert, wenn mein Großvater stirbt? (Interviewtext Samuel, 418 ff.).

Es liegt in der Natur der Sache, dass diese Fragen trotz der Vermittlung von Glaubensvorstellungen durch Erwachsene offenbleiben. Diese Unabschließbarkeit der Beantwortung schlägt sich anlassbezogen in einem wiederholten Nachdenken über den Tod und das, was auf ihn folgt, nieder. In diesem Nachdenken rekurrieren die Kinder und Jugendlichen auf vermittelte Vorstellungen. Diese verstehen Leni und Jessica

als christliche Lehrmeinungen. So bezeichnet es Leni als Bestandteil der christlichen Lehre, dass die verstorbenen Menschen auf die Welt herabblicken und das Leben ihrer Angehörigen verfolgen.

Also (---), ich glaub der Tod (-) war schon (-) sehr (-). Also ich habe schon gezweifelt, eben (-), ähm (-), weil (-) ich glaub schon an den Himmel, aber ich (-) glaub halt irgendwie nicht, dass die uns zuschauen, und oder beziehungsweise nicht immer zuschauen (-). Ähm, da habe ich auch mehr zweifelnde Momente. Und (-) halt deswegen auch das Bild [Mhm.], weil (-) wegen dem Zweifel (Interviewtext Leni, 384–387).

Die Gleichsetzung der vermittelten Vorstellung mit der offiziellen christlichen Lehrmeinung führt in Glaubenszweifel.

Jessica hingegen sieht es als katholische Überzeugung an, dass Himmel und Hölle als Orte gedacht werden, an denen Menschen in Abhängigkeit von ihrer Sündenbilanz im irdischen Leben dauerhaft weiterleben.

Ich muss ganz ehrlich sagen (-), die katholische Kirche sagt ja, nach dem (--) Tod ist der Körper, also, da ist die Seele aus dem Körper raus und geht in den Himmel. Wenn du dein Leben ohne Sünden verbracht hast, oder, ähm, gut gelebt hast, kommst du in den Himmel und sonst kommst du in die Hölle, wenn du etwas Schlimmes gemacht hast. Und da immer wieder mit den zehn Geboten (unverständlich) ja so viel. Ähm, und da wäre ein Punkt, dass ich mir das ganz anders vorstelle (Interviewtext Jessica, 368–372).

Als Orientierungsschema ist hier die mittelalterliche Vorstellung von einem richten-den Gott präsent, der postum für Gerechtigkeit sorgt, indem er die »Guten« mit einem paradiesischen Leben belohnt und die »Bösen« mit dem Aufenthalt in der Hölle bestraf. Unterschwellig wirkt sich hier die Orientierung an einem Tun-Ergehen-Zusammenhang aus.

Während Leni zu dem Zeitpunkt des Interviews nur ausgrenzend formuliert, woran sie nicht glauben kann, bezieht sich Jessicas Unterscheidung auf die Kenntnis von Jenseitsvorstellungen anderer Religionen. Hier erfolgt Unterscheidung nicht nur auf der Ebene eines Unglaubens gegenüber einer bestimmten Jenseitsvorstellung, sondern auf der Ebene, in der alternative Vorstellungen Eingang in das Denken finden: Lenis Unterscheidungshorizont ist durch die Polarität von christlich und nicht christlich gegeben, Jessicas Unterscheidungshorizont ist in der Polarität von christlicher Religion und fernöstlicher Religion aufgespannt.

Ähm, ich finde tatsächlich viele (-), dass es bei vielen anderen Religionen viel schöner ist (-), was den Tod angeht, weil es dort einfach keine (-), keine Bestrafung gibt, in dem Sinne. Ich finde den, ich weiß nicht, ob es der Hinduismus oder der Buddhismus, Buddhismus ist, wo man wiedergeboren wird. Ich liebe das. Das ist so schön. Und je nachdem, glaube ich, ist es auch so, wie du dein Leben verbracht hast, dass du (-) eben, das ein Tier, oder ein Mensch, also je nachdem, wie du halt dein Leben gelebt hast (-) (Interviewtext Jessica, 372–378).

Als Orientierungsschema bedeutsam ist hier, dass die Vorstellung von dem, was nach dem Tod geschieht, ein Wohlgefühl erzeugen und irgendwie eine »schöne« Empfindung nach sich ziehen soll. Interessant ist, dass der vermeintliche Tun-Ergehen-Zu-

sammenhang, das Belohnt- und Bestraftwerden für Jessica bedeutsam bleiben. Der Unterschied zwischen christlicher und fernöstlicher Vorstellung besteht für Jessica vor allem darin, in welcher Form sich Belohnung und Bestrafung auswirken. Zudem erfährt der Bereich des irdischen Lebens eine Höhengewichtung – auch wenn Kräfte außerhalb dieses Bereichs wirksam sind, bleibt das Leben nach dem Tod diesem irdischen Bereich verhaftet.

Sowohl bei Leni als auch bei Jessica beziehen sich Unterscheidungen in dem Themenfeld von Tod und Leben nach dem Tod auf eine als verbindlich christlich markierte Vorstellung. Obwohl die Thematik in den Lehrplänen von Grundschule und Gymnasium mehrfach aufgegriffen wird, scheint den Jugendlichen nicht bewusst, dass das, was sie als christliche Lehrmeinung verstehen, auch innerhalb der christlichen Theologie eine Vielfalt von Auslegungen umfasst. Dieses Unwissen zieht sowohl bei Jessica als auch bei Leni eine Aushandlung nach sich, die in einer Revision der übermittelten Vorstellung mündet. Daran wird offenbar, inwiefern Unterscheidung ein Prozessparameter ist. Die angeführten Auseinandersetzungen werden dementsprechend im Kapitel 6.6.1 »Aushandlung am Textmaterial« weiterführend dargestellt.

6.5.2.3 Formen der Praxis

Ein weiteres Themenfeld der Unterscheidung ist in den Formen religiöser Praxis gegeben. Dieses bezieht sich im Gegensatz zu den Unterscheidungen im Hinblick auf den Tod nicht auf subjektive Vorstellungen, sondern auf das subjektive Empfinden.

Auch in diesem Themengebiet findet sich eine erste grundsätzliche Unterscheidung: Der Kirchenraum unterscheidet sich vom Lebensraum des Alltags. Für Tim wird die Kirche in einer Trauersituation zu einem Raum des Nachdenkens und der Beziehung zu Gott:

Gott, ähm, irgendwie vor, ich glaube, äh (–) ja, 3.z. ähm (–) letztes Jahr ist mein Opa gestorben, also nicht mein leiblicher Opa, sondern der Lebensgefährte meiner Oma. Der Vater von meinem Vater ist halt früher schon gestorben und ich kannte ihn halt als Opa so. [Mhm.] Und (–) das war halt nicht so einfach und da bin ich auch ab und zu einfach in die Kirche gegangen, so. (–) Ich saß da einfach nur da und hab einfach nur nachgedacht. So, ähm (–) ja, was jetzt ist, ähm (–), was aus ihm wird. Ja, das hat mir irgendwie geholfen, weil, dass ich einfach so für mich sein konnte, dass halt niemand anderes da war (–), außer halt Gott. Und ich halt gefühlt alles in den Gedanken ausdenken konnte, so als würde ich es einer echten Person erzählen, die mir auch immer zuhört. Das hat mir, glaube ich, geholfen, so quasi (Interviewtext Tim, 378–386).

Eine wesentliche Unterscheidung besteht hier in der Möglichkeit, sich im Raum Kirche umstandslos auf sich selbst besinnen zu können, weil man dort im Gegensatz zu vielen anderen Räumen allein sein kann. Als Orientierungsschema fungiert hier die Qualität der Wahrnehmungsfokussierung. Darüber hinaus zeichnet den Kirchenraum in besonderer Weise aus, dass er traditionell Ort der Gottesbegegnung ist. Orientierend wirkt hier eine Vorstellung von der Kirche als Haus Gottes. In dem so erfassten Raum erfährt Tim Verbundenheit und Hilfe. Diese Erfahrung versetzt ihn in die Lage, in den Alltagsraum zurückzukehren und weiter am Leben teilzunehmen. Die räumliche Unterschiedenheit ermöglicht also eine Unterschiedenheit von Vollzügen: Der Vollzug der Besinnung und Einkehr und der Hinwendung zu Gott hebt sich hier ab von dem Vollzug des Alltags. Benjamin bringt eine ähnliche Unterscheidung zwischen religiös-

sem Vollzug und Alltagsvollzug im Hinblick auf die Feier des Gottesdienstes zur Sprache:

Also ich glaube, dass, ähm, das Runter-Kommen vor allem ist, dass man irgendwie, ähm (-), über Dinge nachdenkt, über die man vielleicht die Woche nicht nachgedacht hat, wenn man irgendwie in die Kirche geht (Interviewtext Benjamin, 202–204).

Als Orientierungsschemata sind hier wirksam, dass eine Unterbrechung des Alltags eine positive Wirkung hat und dass es im Leben Bedeutsames im Sinne von Bedenkenswertem gibt, das im Alltagsvollzug keinen oder kaum Raum hat. Einen Raum für die Zuwendung zu dieser Bedeutsamkeit eröffnet der Kirchenbesuch am Wochenende.

Ist der Gottesdienstraum als religiöser Raum mit Verweis auf eine nicht-alltägliche Lebensdimension qualifiziert, kommen Unterscheidungen dahingehend zur Anwendung, in welcher Form dieser Raum Bedeutung erfährt.

In Vincents Fall werden die Messe und ihre Form ritueller Tradition zum Maßstab kirchenbezogener Ästhetik:

Wobei ich sagen muss, die Firmung (-) war tatsächlich (-) weniger (-), also nicht so (-) wesentlich für das Glaubensleben, wie es die Erstkommunion gewesen ist. Es war eben, ja. Es war etwas jugendlich (-) gemacht, etwas modern. Ich persönlich habe damit, ähm, nicht so viel anfangen können. Ich war eher noch (-), ich war eher in dem Geist von dem (-), was ich aus der Messe gekannt habe, von der Tradition her, ähm, und hab mit diesen Modernen, wie es dann auch in der Firmvorbereitung entsprechend vorkam, deswegen nicht so viel anfangen können (Interviewtext Vincent, 101–106).

Als Orientierungsschema ist hier die Empfindung gegenüber der Art der Ausgestaltung kirchlicher Vollzüge wirksam. Vincents Unterscheidung solcher Formen der Ausgestaltung orientiert sich in der Diskursivität zwischen modern und traditionell, wobei moderne Formen als solche identifiziert werden, die sich an der Lebenswelt von Jugendlichen orientieren, während sich traditionelle Formen auf einen Geist, auf eine Haltung beziehen, die nicht aus der Lebenswelt schöpft, sondern aus dem Bereich des unmittelbar Religiösen.

Dass auch andere Orientierungsschemata in der Unterscheidung von Gottesdienstformen wirksam sind, verdeutlichen Tanjas Argumentationen. Bei ihr findet das Thema der Gestaltung von Gottesdiensten Eingang in die Beantwortung der Frage, ob es Momente gebe, in denen sie an Religion, Glaube und/oder Kirche zweifle. Dabei unterscheidet sie zwischen einer fortwährenden Gleichheit und einer Unterbrechung durch Besonderes.

Ja, auf jeden Fall. (-) Also, (--), also ich zweifle schon manchmal (-) in jedem einzelnen Gottesdienst. Weil es irgendwie jedes Mal der gleiche Ablauf ist und irgendwie (-) habe ich manchmal, bei manchen Pfarrern das Gefühl, da ändern sich die Themen in der Predigt auch nicht, sondern es wird immer das Gleiche gepredigt. Und (-) natürlich kann man nicht irgendwie jeden Gottesdienst irgendwie besonders gestalten, aber (-). Das ist irgendwie alles ein bisschen altbacken [Mhm.] würde ich sagen (Interviewtext Tanja, 358–362).

Vordergründig klingt über den Ausdruck »altbacken« eine ähnliche Diskursivität zwischen modern und traditionell an, wie sie von Vincent rezipiert wird, aber Tanjas Orientierungsschema ist im Grunde ein anderes: Im Gottesdienst etwas Neues zu erfahren, ob auf inhaltlicher oder sinnlicher Ebene, ist Ausweis von Qualität. Der Gottesdienstbesuch dient dazu, etwas für sich daraus ableiten zu können, und das ist für Tanja nicht möglich, wenn ein zu hohes Maß an gestalterischer und inhaltlicher Gleichheit gegeben ist. Eine andere Passage unterstreicht das Orientierungsschema der persönlichen Nutzbarmachung von liturgischen Vollzügen:

Und (–) die Agaben sind dann meistens (–) das Allerbeste, weil wir halt genau das machen, was uns gefällt, was wir (ähm) gut finden. Und da entstehen halt tolle Texte und es entstehen (–) tolle Lichtershows manchmal. Und (–), ja dann, nehme ich auch, auch viel mit, weil (–) wir auch sehr engagierte Leute in der Jugend haben, die sich dann da auch echt Gedanken machen (–) über das Evangelium und, oder über was das Thema halt gerade ist. Und (–) da nehme ich auf jeden Fall viel mit. (–) Ja (Interviewtext Tanja, 222–227).

In der eigenverantwortlichen Gestaltung von Agape-Feiern wird der Mitnahmeeffekt als besonders groß markiert. Implizit kommt hier eine Unterscheidung zwischen dem eher passiven Konsumieren und dem aktiven Gestalten von Angeboten ebenso zum Tragen wie die Unterscheidung zwischen einer Zielgruppenanpassung und einer Form des Allgemeinen.

In Bezug auf die Unterscheidung von Formen der Praxis wird deutlich, dass religiöse Praxis als Praxis einer besonderen Qualität und Dimensionalität wahrgenommen wird. Ihre Bedeutung wird nicht in Frage gestellt. Lediglich die Formen der Ausgestaltung werden präferenzsetzend unterschieden. Dabei wirken Ästhetiken, die Unterscheidung zwischen einem lebensweltlichen Zugang und einem sakralen Zugang und die Frage der persönlichen Nutzbarmachung orientierend. Die Unterscheidungen in diesem Bereich sind solche, die zu einem höheren Maß an Bewusstheit gegenüber der eigenen Religiosität und der eigenen religiösen Bedürfnissen führen.

6.5.2.4 Formen der Auseinandersetzung

So wie Formen der religiösen Praxis Unterscheidung finden, so erfahren auch Formen der Auseinandersetzung mit dem Religiösen Differenzierung. Dabei werden nicht individuelle Formen, wie etwa das Beten, Denken, Fühlen oder Vollziehen, vergleichend nebeneinander gestellt, sondern soziale Formen in den interaktionistischen Räumen Gemeinde und Schule beziehungsweise Religionsunterricht.

Es ist Cecilia, die Religionsunterricht und Ministrant:innenkatechese vergleichend aufeinander bezieht, wie es auch in andere Interviews implizit und explizit Eingang findet: Die Qualität religiöser Vermittlung im Rahmen der Gemeindearbeit, speziell im Rahmen der Ministrant:innenarbeit wird als persönlich merklich bedeutsamer eingestuft als die Vermittlung religiöser Gehalte im Rahmen des schulischen Religionsunterrichts:

Nee, sorry, ich glaube es gibt nichts mehr, oder? [Weiß ich nicht.] (–) Also Religions- in der, also Religionsunterricht in der Schule fand ich immer ziemlich langweilig, weil das hatte für mich nicht so wirklich etwas mit Gott und so zu tun, sondern die haben uns einfach nur die Fakten dargelegt und (–) uns Sachen vorgelesen und gesagt, ja, dass müsst ihr so glauben und keine Erklärungen

und so was. (-) Und deswegen fand ich da immer nicht so toll. Aber seit ich Ministrant bin, habe ich das irgendwie anders kennengelernt (Interviewtext Cecilia, 75–80).

Orientierungsschemata, die in der negativen Bewertung des Religionsunterrichts zum Tragen kommen, sind: die Orientierung an persönlicher Relevanz religiöser Gehalte, damit einhergehend eine Geringachtung von Religion als Diskurssystem, die Ausübung von Macht durch Religionslehrer:innen sowie die Erklärungsbedürftigkeit von Gehalten.

Die Rolle von Religionslehrer:innen wird auch in anderen Interviews thematisiert. Tim unterscheidet die Wirkung von religiöser Autorität im gemeindlichen und im schulischen Raum. Nicht einmal der Pastoralreferent, den Tim im Zusammenhang mit gemeindlichen Vollzügen explizit als bedeutsame Person seiner Glaubensbiografie markiert, vermag es, Tim in seiner Rolle als Religionslehrer, das heißt im Setting des Religionsunterrichtes, zu erreichen. Weil der Religionsunterricht im gesamten Interview keine Erwähnung findet, ergeht gegen Ende die Frage an Tim, welche Bedeutung dieser für ihn habe. Er antwortet:

Im Prinzip gar keine. [Mhm.] Also, unser Pastoralreferent, der war in der Grundschule mein Relilehrer. Aber da hat der Religionsunterricht für mich auch keine Rolle gespielt, so. Reliunterricht (-) bedeutet für mich eigentlich so (-) im Prinzip nichts. Das ist eine Stunde, wo halt dir irgendjemand da vorne was erzählt, irgendwie keine Ahnung. Ja, irgendwie dies und das und so, was man lernen muss. Wir hatten zum Beispiel mal einen Relilehrer, bei dem mussten wir alle Bücher auswendig lernen, so. Das mag für ihn wahrscheinlich (-) voll erfüllend sein und halt seine Art so von Glauben sein, so. Aber meine ist es nicht, so. Meine ist halt eher das Leben und nicht dieser Unterricht. So deswegen, ist Reliunterricht für mich (-) langweilig, oder so, keine Ahnung. Den bräuchte es für mich jetzt nicht (Interviewtext Tim, 595–603).

Wie Cecilia erachtet auch Tim den Religionsunterricht als langweilig. Die Religionslehrkraft wird von Tim nicht als religiöse Autorität anerkannt, weil sie Glaube anscheinend an ein erlernbares Wissen knüpft. Tim unterscheidet in Bezug auf die Form der Auseinandersetzung mit dem Religiösen das (Auswendig-)Lernen, generell das Lernen in Form kognitiver Betätigung, von der Erfahrung, die sich im Vollzug des Lebens ereignet. Auch hier zeigt sich, dass Religion als Diskurssystem hinter der religiösen Lebenspraxis in der Bedeutung stark zurücksteht.

Eine andere Unterscheidung legt Karoline ihrer Beurteilung des Religionsunterrichts zugrunde:

Und (-) ja auch (-), wir haben ja auch in der Schule einen Religionsunterricht. Und (-), ähm (-), wir haben seit zwei Jahren einen neuen Religionslehrer und (-) den mag ich richtig gerne. Und (-) es ist halt auch so (--), alle Religionsunterrichte davor, waren irgendwie so ein bisschen oberflächlich. Wir haben uns halt nie so richtig genau mit Christentum beschäftigt, sondern halt immer nur so mit dem, was im Lehrbuch stand, so mit (-) anderen Religionen und so Festen, aber halt irgendwie nie so, was Glaube für uns bedeutet, warum das überhaupt so ist. Und (-) während dem Unterricht ist auch immer so, dass die meisten halt, glaube ich, nicht mitkommen, also (-) die verstehen, dass es einfach nicht (Interviewtext Karoline 53–59).

In ihrem Fall ist die Person des Religionslehrers relevant für die Akzeptanz des Fachs. Den beliebten Religionslehrer zeichnet aus, dass er in der Gemeinde, in der Karoline ministriert, regelmäßig den Gottesdienst besucht. Es ist also für Karoline ersichtlich, dass er selbst auch eine religiöse Praxis pflegt. Dass das aber noch keine Garantie für eine positive Bewertung des Religionsunterrichts ist, zeigt sich wie dargestellt an Tims Fall. Vielmehr unterscheidet Karoline in Bezug auf den Unterricht zwischen einer oberflächlichen Thematisierung von Religion und einer Thematisierung, die nach der persönlichen Bedeutung von Glauben fragt. Gleichzeitig findet Erwähnung, dass die Mehrheit der Mitschüler:innen mit dieser zweiten Art der Thematisierung überfordert ist. Damit verweist Karoline auf die Diversität innerhalb einer Religionsgruppe, wie sie für den Religionsunterricht zusammengeführt wird. Auf diese Diversität wird im Weiteren Bezug genommen, wenn Religiosität als Alleinstellungsmerkmal verhandelt wird.

Zunächst werden weitere Unterscheidungen bezüglich der Auseinandersetzung mit Religion im schulischen Religionsunterricht an Tanjas Erzählung veranschaulicht. Sie erwähnt in einer früheren Phase des Interviews, dass sie nach dem Erlernen des Vater Unser mit Hilfe ihres Vaters in der Schule stolz darauf war, es vor allen anderen bereits zu beherrschen. Dazu aufgefordert, genauer auf ihre Erfahrungen mit dem Religionsunterricht damals einzugehen, bilanziert sie:

Also, ich bin mit ziemlich sicher, dass das so zweite Klasse war. [Mhm.] (-) Ähm (-), also Schule, Religionsunterricht habe ich (-) gute Erfahrungen in der ersten und zweiten Klasse, weil da durften wir viel zeichnen und durften auch einfach mal Jesus zeichnen, wie wir ihn sehen und (-) haben auch immer (-), so (-) Belohnungen bekommen, so schöne, so schöne Stempel für unsere Zeichnungen. Ähm (-) und es war einfach, war einfach ein schöner Unterricht, aber in der, ab der dritten Klasse muss ich sogar sagen, (-) wurde es mir einfach viel zu trocken. Man muss halt, weiß ich nicht (-) das Glaubensbekenntnis auswendig lernen in der dritten Klasse und (---) dann kommen halt irgendwann. Ich hatte das Gefühl, man kann sich nicht selber so entfalten, weil (-) [Mhm.] Man wird halt, das und das wird abgehakt, und das lernst du und (-). Ja, also, so viele Möglichkeiten gab es im Religionsunterricht für mich eigentlich nicht, deswegen habe ich das auch nicht eigens aufgeschrieben. Ähm (-), ja (Interviewtext Tanja, 125–135).

Tanja bringt hier zum Ausdruck, was ebenfalls in mehreren Interviews anklingt: Der Religionsunterricht in der Grundschule, oder hier in den ersten Klassenstufen, wird zumeist deutlicher positiver erinnert als der am Gymnasium. Die Unterscheidung der Bewertung geht einher mit einer Unterscheidung der vordergründig gegebenen Didaktik, die so markant ist, dass sie von den Kindern und Jugendlichen eindeutig als solche identifiziert wird. Tanja legt ihrer positiven Bewertung des Religionsunterrichtes in den ersten Jahrgangsstufen als Orientierungsschemata zugrunde, dass die Selbsttätigkeit im Vordergrund steht, dass diese mit der Erwünschtheit eigener Interpretationen und Vorstellungen einhergeht und dass eine Beurteilung überwiegend positiv verstärkend erfolgt. Ihre negative Bewertung des Religionsunterrichts im Weiteren rekurriert auf die Orientierungsschemata einer sachlichen Auseinandersetzung mit Religion als Gegenstand, in den persönliche Eintragungen nicht erforderlich oder gar erwünscht sind.

Tanja verweist darauf, dass der Religionsunterricht ihr persönlich kaum Möglichkeiten eröffnet. Darin wird erneut erkennbar, dass gegenüber der Auseinander-

setzung mit dem Religiösen der Anspruch besteht, diese für sich persönlich nutzbar machen zu können. Dieser Anspruch geht mit der Setzung von Freiheitsgraden einher, die persönliche Eintragungen erst ermöglichen. Ein Thema der Unterscheidung, bei dem die Jugendlichen sich aber durchaus auf ihr Wissen aus dem Religionsunterricht berufen, ist das der Verhältnisbestimmung von Vernunft und Gefühl in Bezug auf den eigenen Glauben.

6.5.2.5 Glaube und Vernunft

Die Unterscheidungen im Feld von Glaube und Vernunft finden meist nicht von Seiten der Jugendlichen Eingang in die Interviews, sind aber in den Leitfragen grundgelegt. Konkret werden folgende Fragen gestellt:

Welche Rolle spielen Gefühl und Vernunft bei der Auseinandersetzung mit deinem Glauben?

Wie gehören diese Facetten für dich zusammen? Wie würdest du dich selbst hinsichtlich deiner Religiosität beschreiben? (vgl. Leitfragenkatalog im Anhang.)

Diese Fragen entspringen meiner Erfahrung als Religionslehrerin, dass sich die Jugendlichen in dem Themenfeld Glaube und Vernunft in einer Ambivalenz bewegen. Um aber nicht theoretische Abhandlungen zu provozieren, heben die Fragen auf das individuelle Fühlen und Denken ab. Die Jugendlichen identifizieren im Interview das Themenfeld Glaube und Vernunft in der Regel aber sofort und beziehen sich dann doch auf Allgemeinplätze, die aber immerhin verdeutlichen, wie wirksam im Religionsunterricht vermittelte Orientierungsschemata in einem Feld großer persönlicher Ambivalenz sind. Zu bedenken ist, dass diese Ambivalenz sich auch zu wesentlichen Teilen aus einem gesellschaftlichen Diskurs im Duktus von Aufklärung und Wissenschaftlichkeit speist und eine gläubige Haltung demgegenüber als rechtfertigungsbedürftig wahrgenommen wird. Dass Gefühle etwas mit Glauben zu tun haben, ist in allen Interviews unbestritten. Glaube wird mit einem Gefühl des Vertrauens gleichgesetzt:

weil irgendwie (-) Glauben (-) ja eben nichts mit dem Denken zu tun hat, sondern eigentlich eher so ein Gefühl ist (-), so ein Gefühl des Vertrauens (Interviewtext Annika, 299 f.).

Oder:

Und (-), ja (-), also, ich denke schon, dass Glauben ziemlich viel au(-)f, ähm (-), ja (-) Emotionen und Vertrauen auch (-), dass man vertraut, >ok, ich vertraue auf Gott. (-) Ich weiß zwar nicht (-), ob es Gott (-) gibt oder wie (-) Gott ausschaut oder in welcher Form (-) Gott sich zeigt [Mhm.], aber ich vertraue drauf. (Interviewtext Madeleine, 467–470).

Auch wird er als Substanz von Gefühlserlebnissen definiert:

weil man irgendwie (-) durch Erlebnisse und durch Gefühlserlebnisse, ähm, dass, ähm, der Glaube ja dadurch besteht (Interviewtext Benjamin 424 f.).

Benjamin nennt in diesem Zusammenhang ein Ruhegefühl und das Gefühl von Glück.

Leni verbindet Glauben mit einem Gefühl von Geborgenheit und der Sicherheit, nicht allein zu sein.

so ein Gefühl eben von Geborgenheit und (-) ähm, dass man (-) einen Ansprechpartner hat, ähm (-), wenn man ihn nicht unbedingt sieht (Interviewtext Leni, 481 f.).

Die Bedeutung des Gefühls für den Glauben ist so groß, dass der Vernunft immer eine Rolle in Unterschiedenheit zu dem Gefühl zugeschrieben wird: Entweder wird sie als für den Glauben irrelevant bewertet, als Gegenspielerin betrachtet, die den Glauben in Gefahr bringt oder sie wird in einer ergänzenden, meist korrigierenden Funktion dem Gefühl zur Seite gestellt.

Die Auffassung, dass die Vernunft für den Glauben irrelevant ist, kommt nur in einem Interview zur Geltung.

Ja, das mit der Vernunft ist so eine Frage. [Lachen.] Ähm, (--) ich würde sagen, keine große Rolle. Ich mache mir (-) keine Gedanken über Vernunft, wenn ich bete. [Mhm.] Und (---) Ich bin einfach der Meinung (-), dass Vernunft und Glaube sich vereinen lässt. Ich glaube nicht, dass, dass Vernunft und (unverständlich) unbedingt den Glauben oder die Religion ausschließen (Interviewtext Tanja, 332–335).

Tanja bezieht sich hierbei auf die religiöse Praxis. Sie erkennt in der Vernunft auch keine Gegenspielerin des Glaubens, aber sie schreibt ihr auch keine besondere Relevanz für den Glauben zu. Glaube besteht in ihrer Sicht im religiösen Vollzug und Bezug auf Gott. Im Gesamt des Interviews wird deutlich, dass sie ihre Religiosität durchaus auch rational hinterfragt und deutet, aber diese vernunftbezogenen Deutungen ordnet sie in einem strengen Sinne nicht dem Glauben, sondern eher dem umfassenderen Begriff der Religion zu.

Anders als Tanja setzen sich Julia und Tim mit der Frage nach der Vernunft auseinander. Julia legt dar, dass sie, würde sie der Vernunft folgen, zu dem Schluss käme, es gäbe keinen Gott.

Ich bin eher eine Person, die auch eher ihrem Bauchgefühl nachgeht. [Mhm.] Ähm (-), und, wenn man der Vernunft nachgehen würde, würde man ja immersagen: Ach, das gibt es doch nicht und so. Es gibt doch gar keinen Gott, oder sowsas, also (Interviewtext Julia, 299 ff.).

Sie muss sich daher entscheiden, ob sie ihrem Gefühl die Berechtigung erteilt, Instanz der Wirklichkeitswahrnehmung und -deutung zu sein, oder der Vernunft.

Tim steht vor einer ähnlichen Herausforderung. Er konkretisiert die Problematik an der Frage nach der Entstehung der Welt.

Ich glaub, äh (---), die Vernunft, ähm (--) ist halt so, ich weiß, ich (-) das Ding ist halt so, man weiß (-), oder man weiß (-), dass sozusagen die Erde halt so aus dem Urknall geschaffen ist, so und glaub trotzdem, dass Gott sie erschaffen hat. Das sind im Prinzip halt Sachen, die kann man mit Vernunft und dem ganzen Zeug nicht erklären, oder so (Interviewtext Tim, 402–405).

Wissen und Glaube stehen hier zunächst oberflächlich in Widerspruch zueinander: Die Welt ist entweder in Folge des Urknalls entstanden oder von Gott geschaffen. Das ist aber nicht der Widerspruch, um den es Tim geht: Er unterscheidet einen Bereich des Weltverständens, in dem die Vernunft greift, und einen, in dem sie nicht greift. Das Nebeneinander der zwei Entstehungsberklärungen von Welt als Miteinander einer Entstehungsgeschichte zu denken, ist einer der Bereiche, in denen die Vernunft nicht greift. Wie Julia spricht auch Tim der Vernunft in Glaubensbereichen die Berechtigung der alleinigen Wirklichkeitsdeutung ab.

Die hier aufgezeigte Unterscheidung zwischen Zugangsbereichen der Vernunft und solchen, die ihr nicht anheimgestellt werden, ist auch in anderen Interviews nachweisbar. Im Unterschied zu Julias und Tims Unterscheidungen ist den folgenden Fällen gemein, dass sie der Vernunft explizit einen Bereich im religiösen Feld zuweisen und damit ihre Bedeutung für den Glauben herausstellen. Die Bereiche, in denen der Vernunft Berechtigung zuteilwird, unterscheiden sich dabei stark.

Stefanie und Vincent heben ganz grundsätzlich darauf ab, dass das Christentum eine »intellektuelle Religion« ist.

Also der christliche Glaube ist ja auch eine (-), ähm (-), ja eher auch sehr (-) intellektuelle, ähm, ja, Glaube [Ja.] im Vergleich halt zu anderen Glauben, die halt weniger mit Denken zu tun haben [Mhm.] Und man muss auch viel dabei nachdenken, weil (-) es sind zweideutige Sachen. Was will mir das jetzt sagen? (Interviewtext Stefanie, 323–326).

Diese Unterscheidung zwischen intellektueller Religion und anderen Formen der Religion ist ein Orientierungsschema. Dem Denken kommt im Verstehen religiöser Aussagen entscheidende Bedeutung zu, weil eben diese oft nicht eindeutig formuliert sind und auch von den Subjekten auf deren je eigene Situation hin angewendet werden müssen.

Vincent systematisiert die Unterscheidung der Zugangsbereiche von Gefühl und Vernunft im Glauben folgendermaßen:

Ich denke, es braucht schon beides. Also (-), ähm (-), die Intention, die Intention des Gefühls, mit der man den Glauben hat, aber eben auch die (-), ähm (-), ja (-), Vernunft, mit der man das dann auch (-), ähm, erfasst. Ich denke, das ist beides (-) wichtig (Interviewtext Vincent 537 ff.).

Das Gefühl dient dazu, den Glauben zu haben, das heißt, ihn in irgendeiner Weise zu empfangen, zu erfahren, zu entwickeln und die Vernunft dient dazu, den Glauben zu erfassen. Dabei geht Vincent davon aus, dass der Intellekt den emotionalen Glauben vor Erschütterungen bewahren kann, dies beispielsweise in der rationalen Auseinandersetzung mit der Theodizee-Frage (vgl. Interviewtext Vincent, 350–357.). Dass der Glaube auch der Emotion bedarf, ist seiner Ansicht nach dem Umstand geschuldet, dass der Mensch nur als emotionales Wesen ganz Mensch ist. Hier wird deutlich, dass Vincent sich bereits eingehend mit Theologie befasst.

Bereiche der Vernunft, die dem Glauben im Zuge eigener Erfahrungen und subjektiver Auseinandersetzungen zugeschrieben werden, finden sich bei Leni, Madeleine und Benjamin. Leni erkennt im Glauben eine spezifische Denkweise und verdeutlicht das an einem Beispiel:

Aber (-), ich glaub es ist auch ne Denkensweise, also (---) Weil (-) man glaubt ja nicht unbedingt an dieselben Sachen, wie (-) der Nachbar und (-) ja, es ist auch ok so, aber (----). Ja, ich glaub, zum Beispiel nicht, dass (-) Jesus wirklich existiert hat. Es gibt bestimmt einen (-), es gab bestimmt einen Jungen, der Jesus hieß und (-) der beliebt war, das heißt aber nicht, dass er (-) zaubern kann (lacht.). Daran glaub ich nicht. Und (-) ich weiß es von einer Freundin. Immer wenn ich von Jesus so rede, >den gab's nicht< und so, dann wird die richtig sauer (lacht), weil sie glaubt halt schon an Jesus, ähm (-) und betet halt auch immer zu ihm. Also (-), so gegenständlich gab es, gibt es Jesus auf jeden Fall und auch das Kruzifix. Aber (-) ich würde nicht sagen, dass in meinen Gedanken ich zu Jesus spreche. Ich rede zu Gott, ähm, weil der quasi so mein zweiter Vater ist, also nicht leiblich, aber geistig. Und (-) ja (Interviewtext Leni, 482–492).

Die Vernunft spielt also dahingehend eine Rolle, als dass sie dabei hilft, den Gegenstand des Glaubens zu bestimmen und zu differenzieren. Sie ist notwendig, um die eigene Vorstellung zu präzisieren und zu artikulieren. Der Glaube entspringt nach Lenis Auffassung dem Inneren, worauf er sich aber nach außen hin bezieht, ist in ihrem Verstehen eine Frage der denkerischen Auseinandersetzung und damit eine Frage von Vernunft als kognitiver Leistung. Eine Folge dieser denkerischen Auseinandersetzung ist die Abstrahierung des Jesusbildes. Diese Abstrahierung ist Folge dessen, dass sich das Erfassen von Trinität der Erfahrung entzieht und eine denkerische Leistung sowie subjektive Eintragungen provoziert.

Madeleine schreibt der Vernunft eine weit pragmatischere, das heißt handlungsorientiertere Rolle zu:

Aber (-), ich denke schon, dass man auch Vernunft, mit Vernunft herangehen sollte. (-) Also (-) gerade auch so, wenn es um (-) so Sachen wie Sekten geht, dass man auch sagen >ok (-), ähm (-), ich muss auch schauen, macht das Sinn, oder (-) was steckt dahinter? Wenn mir jemanden etwas vermittelt? Ähm (-), was (-) steckt hinter einer Geschichte? (Interviewtext Madeleine, 470–473).

Die Vernunft hat die Aufgabe, den Glauben vor Fehlformen zu bewahren, indem sie religiöse Gehalte darauf prüft, von wem und mit welcher Absicht sie vermittelt werden. Die Vernunft ist demnach eine Kontrollinstanz des Glaubens, wobei sie nicht darüber entscheidet, ob ein Gehalt als wahr gelten kann und mit rationalen Maßstäben vereinbar ist, sondern indem sie darüber entscheidet, ob er für die eigene Entwicklung gefährlich werden kann.

Auch in Benjamins Auffassung wird der Vernunft die Rolle zugeschrieben, das Handeln zu orientieren. Für ihn ist es aber nicht der Glaube, der sich aus Gefühl und Vernunft speist, sondern es ist die Vernunft, die sich aus dem Glauben speist:

Ähm (-) aber (-), ich glaube, mir gibt (-) der Glauben eher (-) geholfen hat, in den vielen Situationen vernünftig zu handeln (-), mit seinen Werten, aber auch mit irgendwie mit dem (-), dem Glauben zu etwas (Interviewtext Benjamin, 415 ff).

Es ist der Glaube, der ihm ein vernunftorientiertes Handeln ermöglicht. Auf Nachfrage konkretisiert er das:

Also ich glaube, dass, ähm (-), dass ich schon dankbarer bin für viele Dinge durch den Glauben. Ähm (-), weil mir das insgesamt dann hilft, irgendwie, Dinge auch ein bisschen manchmal zu

ignorieren. Und dann eher zu sagen, (-), ähm (-), ich sollte ja dankbar dafür sein und mich nicht irgendwie über Dinge aufregen, zum Beispiel, also dass das einem manchmal ein bisschen hilft (Interviewtext Benjamin, 431–434).

Es zeigt sich, dass Unterscheidungen in Bezug auf das Themenfeld Gefühl und Vernunft beziehungsweise Glaube und Vernunft im eigenen Glaubensvollzug bedeutsam sein können und gleichzeitig vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Diskurse verhandelt werden.

6.5.2.6 Religiosität als Alleinstellungsmerkmal

Unterscheidungen, die die gesellschaftliche Dimension in noch ausgeprägterer Form in sich tragen, sind solche, die auf sozialer Ebene wirksam sind. Unterscheidungen dieser Art lassen sich unter dem Titel »Religiosität als Alleinstellungsmerkmal« zusammenfassen. Sie geraten als ein weiterer Faktor des Prozessparameters Unterscheidung in den Blick.

Der Fokus liegt hier auf der Unterschiedenheit des religiösen Selbst in Bezug auf die Religiosität anderer. Diese Unterschiedenheit wird in verschiedenen Zusammenhängen wahrgenommen, etwa im Feld der Sakramentenkatechese oder im Raum des Religionsunterrichts. Von einer ersten Erfahrung der Unterschiedenheit erzählt beispielweise Vincent in Zusammenhang mit der Erstkommunionvorbereitung.

Es war eher, also, wo es vor allen Dingen bewusst war, war als man dort (-), ähm, dass man eben als einer von wenigen sozusagen, dann früher selbstständig gehen durfte, was eben (-), ähm, ja normal nicht so der Fall war. Und man dann eben zur Kirche gegangen ist für den Erstkommunion-Vorbereitungunterricht. [Das heißt früher von der Schule gehen, oder wie?] Ähm, vom Hort [Ah, ja. Aha.] Ja, nach der Schule bin ich eben im Hort gewesen. Dass man halt (-) früher dann gehen durfte [Mhm.] selbstständig, alleine. Die anderen, die dortgeblieben sind, das ist dann natürlich noch einmal eine Erfahrung (Interviewtext Vincent, 261–267).

Unterschiedenheit wird hier als Privileg erkennbar, den Hort früher verlassen zu dürfen. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf dem Orientierungsschema, eine neue Erfahrung machen zu können: die des selbständigen Agierens. Der Besuch der Erstkommunionvorbereitung ermöglicht Vincent einen Zuwachs an Eigenverantwortlichkeit und Selbstbewusstsein. Bedeutsam ist dabei eine zweite Orientierung: der Vergleich mit anderen, der in der Feststellung mündet, Teil einer Minderheit und damit in irgendeiner Form aufgrund der formalen Religionszugehörigkeit besonders zu sein.

Tim macht eine ähnliche Erfahrung:

Da ist glaube ich. Ich weiß nur, wir sind da ähm (-). Das Witzigste, was ich weiß, ähm (-). Ich war alleine auch wieder da aus meiner Grundschulkasse, bei der Erstkommunion, weil (-) der Rest hatte irgendwie nicht, oder hatte wo anders. Genau und (-) die Kirche ist eigentlich genau in der gleichen Straße, wie meine Grundschule, war halt nur ein bisschen weiter vorne (Interviewtext Tim, 315–318).

In seiner Darstellung kommt Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass er trotz unmittelbarerer Kirchennähe der Einzige aus seiner Klasse ist, der an der Erstkommunionvorbereitung teilnimmt. Es liegt eine andere Erwartungshaltung zugrunde. Die

eigene Religiosität, die allein auf der Ebene der Teilnahme an der Erstkommunionvorbereitung festgemacht wird, fungiert in beiden Fällen als Alleinstellungsmerkmal und impliziert demgemäß eine Unterschiedenheit des Selbst von anderen in Form einer sozialen Zugehörigkeit.

In den meisten der gegebenen Fälle erfährt die Zugehörigkeit zum kirchlich-religiösen Feld durch den Eintritt in die Gruppe der Ministrant:innen und dem Verbleib in dieser Gruppe eine Steigerung. Im Rahmen der Firmvorbereitung findet Unterscheidung gegenüber anderen Jugendlichen demnach unter erweiterten Voraussetzungen statt. Sie bezieht sich nun nicht mehr im Wesentlichen auf die formale Zugehörigkeit, sondern geht einher mit einer emotionalen Gebundenheit an die Gruppe der Ministrant:innen, mit der detaillierten Kenntnis liturgischer Abläufe, einem vertieften Verstehen biblischer Texte und mit einer Selbstidentifikation als religiös.

Bloß, was ich schade fand, ist halt, dass viele (-) gleich schon so eines Vorurteils(-)haltung gegenüber Glauben der und Kirche hatten. Ähm (-), und (-) dass viele auch teilweise gar nicht so wussten (-), was sie unter (-) Kirche und Glauben verstehen sollten. Also einfach, weil (-) es (-) ihnen niemand wirklich beigebracht hat, oder weil halt (-), ja, weil es nie wirklich zum Thema wurde, vielleicht in der Familie, oder da, weil nie wirklich darüber geredet wurde. Und (-) deswegen (-), es war schon (-) auf der einen Seite natürlich ein bisschen komisch, weil man natürlich auch herausgestochen ist in der Gruppe, dann. Ok, weil man ist der einzige Ministrant und man ist der Einzige, der halt wirklich in der Kirche auch (-) eigentlich regelmäßig dabei ist (Interviewtext Madeleine, 270–277).

Alleinstellung wird hier an verschiedenen Orientierungsschemata vollzogen. Einerseits besteht das Schema, dass der Blick von außen auf die Kirche eher ein negativer Blick ist. Zum zweiten wird diesem Blick zugeschrieben, dass er mit Unwissenheit und Unkenntnis einhergeht. Und als wesentlicher Grund für diese Unwissenheit wird die familiäre Erziehung identifiziert. Das Engagement als Ministrant:in führt demnach zu einer Unterschiedenheit, die auf drei Ebenen wirksam ist: auf der Ebene der Haltung gegenüber Glaube und Kirche, auf der Ebene einer Vorstellung darüber, worauf sich Glaube und Kirche beziehen, welchen Bereich von Wirklichkeit sie abdecken, und auf der Ebene von spezifischem Wissen um Gehalte und Vollzüge. Die Feststellung dieser Unterschiedenheit mündet bei Madeleine in einem Wissen darum, dass ihr selbst in einem religiösen Raum, dem der Firmvorbereitung, ein Sonderrolle zukommt. Die Wahrnehmung bedarf keiner Revision der eigenen Haltung, ist aber Gegenstand einer Aushandlung und wird demgemäß in Kapitel 6.6.1 weitergehend thematisiert. In den Interviews zeigt sich aber auch, dass das Alleinstellungsmerkmal Religiosität nicht nur damit einhergeht, sich seines eigenen Expert:innenstatus gegenüber anderen bewusst zu sein, sondern ebenso damit, sich als nicht zugehörig zu erfahren. Welche Komponente dabei den Vorrang erhält, hängt maßgeblich von der Situation beziehungsweise dem Raum ab, in dem die Exklusivität des Eigenen erlebt wird. In kirchlichen Räumen ist Religiosität eher ein positiv konnotiertes Alleinstellungsmerkmal und kann so auch gegenüber anderen vertreten werden, in beispielsweise schulischen Räumen ist Religiosität allerdings eher negativ konnotiert und es erfordert Selbstbewusstsein, hier aus einer religiösen Überzeugung heraus zu argumentieren. Leni beschreibt das eingehend an einer Debatte um Abtreibung im Religionsunterricht:

Ich weiß leider nicht mehr ganz genau, wann das war [Mhm.]. Aber (-) ähm, im Religionsunterricht haben wir mal, ähm, mit Abtreibung und (-), ähm, halt über solche Themen gesprochen. Und (-) wir wurden halt gefragt, ob wir abtreiben würden [Mhm.], theoretisch. Und es haben alle bis auf mich >ja< gesagt [Mhm.]. Weil (-), ich finde nicht, dass ich einen strengen Glauben habe (-) und ich möchte auch nicht zu den (-) veganen oder vegetarischen Leuten zählen, die sagen, >das ist Mord< [Mhm.] Aber ich finde: (-) Es ist ein (-) Lebewesen, das auch Gott erschaffen hat. Und (---) irgendwie, ich, ich finde, es gehört sich nicht. Klar, es ist schon blöd, wenn man vergewaltigt wird, zum Beispiel, und (-) schwanger wird, oder (-) jugendlich ist und schwanger wird. Aber (-) es ist eine Sache, die (--), die ich nicht so toll finde. Also (-) ich würde selber nie abtreiben, auch wenn ich jetzt erst bald sechzehn werde. Es ist ein bisschen (-) kritisch [Mhm.] (-) Weil (-), ich finde, dass jedes Lebewesen, oder jedes Lebewesen (-), ähm, verdient hat zu leben. Und (-) ja (-), war halt schon irgendwie komisch, da alleine zu stehen. Weil (-) die anderen alle abgetrieben hätten und (---) war schon unangenehm (Interviewtext Leni, 158–170).

In ihrer Begründung der eigenen Haltung gegen Abtreibung bedient sich Leni der Orientierungsschemata: Gewichtung der Geschöpflichkeit, die sich Gott verdankt, Werhaftigkeit von Anstand und Recht des ungeborenen Lebens. Gleichzeitig treten in der Abgrenzung der eigenen Haltung eher säkulare Orientierungsschemata hervor: Der moralische Diskurs um den Tatbestand des Mordes – säkular in der Szene der Vegetarier:innen und Veganer:innen verortet, und der Diskurs um tragische Spezialfälle von Schwangerschaft. Gerade die Orientierungsschemata der Abgrenzung machen deutlich, dass Leni nicht moralisch fundamental argumentiert, aber grundsätzlich gegen Abtreibung ist. Dass sie mit dieser Haltung, die andere nicht verurteilt und stark aus dem eigenen Empfinden heraus artikuliert wird, »alleine dasteht«, führt in eine tiefere Auseinandersetzung mit der eigenen religiösen Haltung.

Während es für Leni unangenehm ist, sich in ihrer Positionierung im Religionsunterricht als alleinstehend zu erleben, artikuliert sich Stefanie in ihrer Haltung und ihrem Verstehen nicht öffentlich und erfährt dennoch in markanter Form, dass das Alleinstellungsmerkmal Religiosität für andere zum Anlass wird, sich über sie zu erheben. Stefanie eschauffert sich im Religionsunterricht nicht lautstark, dennoch vom Lehrer bemerkt, darüber, dass dieser gesagt habe,

dass Jesus nicht Gottes Sohn ist (-) und dass er kein, ähm, nur ein Talent zum Beten hat (-) und (-), dass er nicht der Messias ist, sondern dass sie (-), ähm, Evangelisten gedacht haben, dass er der Messias ist (Interviewtext Stefanie, 155–157).

Wie ihre Mitschüler:innen schreibt Stefanie das von der Tafel ab, aber sie ist anderer Meinung.

Und, ähm, ja, also, ähm, (-), ähm (-), er hat das dann gemerkt, dass ich das nicht so toll fand [Mhm.] und danach habe ich dann, wurde ich dann doppelt ausgefragt, (-) also zweimal hintereinander. [Echt jetzt?] Mhm. Und hab dann auf beide Sachen eine vier bekommen (-), was eigentlich nicht gerechtfertigt war, weil ich besser war, als die, die danach ausgefragt wurde, wo das Thema aber das gleiche war, wie mein Thema. (-) Die hat eine eins bekommen (Interviewtext Stefanie, 167–172).

Stefanie spürt hier ein starkes Ressentiment gegen ihre, wie sie selbst sagt, »starke Religiosität« und erfährt Diskriminierung. Bedeutsam ist hier nicht die Unterschiedenheit, die sie in Bezug zu ihren weniger religiösen Mitschüler:innen erlebt, sondern die Unterschiedenheit, die sie zu einer religiösen Autorität erlebt, die Diversität in Bezug auf Orthodoxy nicht auszuhalten oder gar wertzuschätzen vermag und zu keinem konstruktiven Umgang damit findet. Dass die soziale Sanktionierung der Alleinstellung Gewicht verleiht und sie in ihrer identitätsstiftenden Funktion verstärkt, liegt nahe (siehe Karte Stefanie in Kapitel 6.5.1).

In Vincents Fall wird die identitätsstiftende Funktion von Alleinstellung vor einem anderen Horizont erkennbar. Hier ist es nicht die Anfeindung, sondern das Gefühl von Exklusivität, das Einfluss auf die religiöse Identität nimmt. Diese Unterschiedenheit, die Vincent, wie eingangs dargestellt, in der Teilnahme an der Erstkommunionvorbereitung erfährt, schreibt sich in seinem Fall biografisch fort. Sie führt ihn in die Frage, wie er sein weiteres Leben gestalten möchte. Allein die denkende Bezugnahme auf diese Frage markiert für ihn eine weitere Unterscheidung zwischen einer dezidiert christlichen Lebensplanung und einer nicht spezifisch christlichen Lebensplanung.

Und (-) natürlich stellt sich, stellt man sich natürlich auch selbst die Frage, was man dann, ähm, wie die weitere Berufung aussieht. Was möchte man dann im Leben machen? Das ist ja dann auch eine (-) Frage, die sich so vielleicht andere nicht stellen. Ähm (-), bei denen entwickelt sich die Lebensplanung so aus dem Alltag heraus. Aber (-) in diesem Sinne ist natürlich im Christlichen, vom Christlichen hergedacht (-), auch noch einmal, jetzt eher eine bewusstere Berufungsentscheidung, denke ich mal, zwischen Ehe und Familie, oder eben nach einer geistlichen Berufung (Interviewtext Vincent, 167–172).

Eine Unterscheidung, die die Religiosität in ihrer Wirkung als Alleinstellungsmerkmal verstärkt und mit der sich Vincent auseinandersetzt, ist die der Berufungsunterscheidung. Diese kann allgemein Bestandteil eines geistlichen Lebens sein, wird aber von der katholischen Kirche explizit auferlegt, wenn es darum geht, ob ein Junge oder Mann den Beruf eines Priesters ergreifen möchte. Vincent markiert dementsprechend Ehe und Familie auf der einen Seite und die geistliche Berufung auf der anderen Seite als zwei Pole von Berufung, die nicht miteinander vereinbar sind. Alleinstellung zeigt sich in diesem Zusammenhang als im kirchlichen System hochdotierter Wert. Dies schlägt sich nicht nur in der Notwendigkeit der Entscheidung nieder, sondern auch darin, dass die Entscheidung in dieser als besonders edel geltenden Form nur Männern möglich ist, und letztlich darin, dass diese sich im Falle einer Berufungsentscheidung für das Priesteramt auf ein Leben in Alleinstellung, das heißt außerhalb familiärer Beziehungen und liebender Partnerschaft einlassen. Hier wird sichtbar, dass das Alleinstellungsmerkmal Religiosität in kirchlichen Kreisen Attraktivität genießt und als Ausweis eines besonders treuen und frommen Glaubens verstanden werden will.

An Stefanies und Vincents Fall wird offenbar, dass unabhängig davon, ob Alleinstellung als positiv oder negativ erlebt wird, die Wahrnehmung von Kirche Einfluss auf diese Unterscheidung zwischen sich und den anderen nimmt: Während im Fall Stefanie davon auszugehen ist, dass Ressentiments gegen gläubige Christen sich unter anderem aus einer kritischen Wahrnehmung von Kirche speisen, ist die positive Wahrnehmung von Alleinstellung im Fall von Vincent ebenso durch die Kirche beeinflusst.

6.5.2.7 Institution Kirche

Unterscheidungen in Bezug auf die Kirche als Institution sind auch in der Entwicklung der ministrierenden Jugendlichen bedeutsam. Nicht alle Unterscheidungen sind dabei zwingend kritischer Natur. An Benjamins Darstellung zeigt sich beispielsweise, in welcher Ambivalenz sich eine Haltung zur Kirche bewegen kann. Für die Kirche ist die Zusammenkunft von Menschen in seinen Augen konstitutiv.

Ähm (-), und ich glaube das [mit der] Gemeinschaft ist halt einfach, dass man Menschen trifft, mit ihnen reden kann, ähm (-), halt insgesamt, also ich glaube, eine Kirche würde nicht funktionieren, wenn man nicht mit anderen Leuten nicht so irgendwie feiern würde (Interviewtext Benjamin, 204–206).

Daran wird gleichzeitig das Orientierungsschema erkennbar, dass Kirche als die Institution wahrgenommen wird, die den Rahmen für den Austausch der Christ:innen untereinander schafft. Wie bedeutsam dieser Austausch für Benjamin ist, zeigt sich in Form einer Unterscheidung, die dem Feld Religion als Alleinstellungsmerkmal zuordnen ist:

Ähm (-), ja ich glaube, dass ähm (-), über (-) über viele Dinge, wo es, ähm, darum, wie lebt man seinen Glauben aus. Also, ich glaube, ich würde, ähm (-), insgesamt wissen glaube ich, doch ich glaube, es wissen viele Leute, dass ich recht, also, dass ich schon gläubig bin, aber, es wissen nicht so alle und ich würde es, glaube ich, jetzt nicht direkt Leuten erzählen. Ähm (-), weil da irgendwie schwer dann immer so ein wirkliches Gespräch stattfindet. Ähm, aber ich glaube, dass man mit Ministranten, die dann auch dieses Wissen und die auch, ähm, irgendwie (-), ähm, in der gleichen Situation sind, man viel besser einfach über Glauben und (-) wie man zum Glauben steht und ähm (-) besser darüber reden kann (Interviewtext Benjamin, 372–379).

Um über Glaubensthemen sprechen zu können, braucht es den geschützten Rahmen Gleichgesinnter. Das heißt nicht, dass Benjamin sich der Auseinandersetzung über den Glauben mit anderen entzieht – das wird im Zusammenhang mit Aushandlung deutlich –, aber die Gemeinschaft mit anderen Ministrant:innen, und damit die Gemeinschaft mit Jugendlichen im Raum der Kirche, ermöglicht ihm offenere Formen des Austausches. Kirche findet hier als positiver Horizont gegenüber anderen Gesprächs- und Gemeinschaftsformen Unterscheidung. Und gleichzeitig unterscheidet Benjamin Kirche auch vor einem negativen Horizont der Kirchenkritik.

Ähm (-) und irgendwann habe ich mich dann (--), mit (-), also irgendwann in der Gymnasium, so sechste, siebte Klasse (-), ähm (-), habe ich mich dann irgendwie mehr mit, ähm (-) der Kirche auseinandergesetzt und habe auch (-), ähm (-) ein paar Dinge gefunden, wo ich (-), also, hab dann auch ein paar Dinge gefunden, wo ich, also, hab mich dann auch ein bisschen kritischer mit der Kirche auseinandergesetzt (-) und mit Dingen, die ich jetzt irgendwie nicht so gut finde, insgesamt (Interviewtext Benjamin, 62–66).

Die Auseinandersetzung, die in der sechsten, siebten Jahrgangsstufe beginnt, bezieht sich auf die medial vermittelte Kirchenkritik im Zusammenhang mit der Missbrauchskrise. Kirche wird nun von Benjamin nicht mehr nur als positiver Raum der Gemeinschaft Gleichgesinnter wahrgenommen, sondern auch als defizitärer Raum.

Benjamin steht fortan in der Ambivalenz, den Nutzen und die persönliche Relevanz der Kirchengebundenheit und die als berechtigt wahrgenommene Kritik an der Institution miteinander vereinbaren zu müssen. Dass eine Unterscheidung im Hinblick auf die Missbrauchskrise bei Kindern und Jugendlichen durchaus auch auf anderer Ebene als der systemischen reflektiert wird, zeigt sich an den Ausführungen von Cecilia. Sie wird mit der Missbrauchsthematik konfrontiert, nachdem sie nach einer langen Phase der Abwesenheit von Kirche über engagierte Katechet:innen und Jugendliche erst im Rahmen der Firmvorbereitung wieder einen Zugang zu Kirche gefunden hat. Im Kapitel Verbindung am Textmaterial 6.4.1 verweist eine Textstelle auf eine ängstliche Disposition. Diese ist im Blick auf ihre Unterscheidung mit zu bedenken:

Genau, also diese Kinder, diese, ähm, als die Kinder vergewaltigt wurden von diesen (-) Priestern und so [Mhm.] (-) Also, das fand ich schon echt schlimm. Und ich dachte mir, kann das bei uns auch passieren? Weil wir haben, natürlich auch, ähm, ältere Männer und Frauen in unserer Kirche. Und ich dachte mir so >oh, mein Gott, sollte ich jetzt noch Ministrant sein?, weil da kann ja praktisch jederzeit passieren bei mir (-) und da habe ich echt daran gezweifelt, ob das (-) warum Gott so etwas zulassen würde, dass (-) praktisch seine eigenen Männer jemanden (-) so verletzen. [Mhm.] (-) Das fand ich echt schlimm (Interviewtext Cecilia, 361–367).

Wo sie in einem intensiven Moment der Verbundenheit mit Gott zu der Gewissheit gelangte, dass Gott es nicht zulassen würde, dass ihr Leben fundamental aus den Fugen geriet (siehe Kapitel 8.4.1), erlebt ihr Gottesbild durch den Missbrauch, den die »Männer Gottes« begehen, nun eine schwere Erschütterung. Die markante Unterscheidung, mit der sie fortan umgehen muss, ist die zwischen einem guten Gott, der Menschen nur das zumutet, was sie auch bewältigen können, und einem Gott, der es zulässt, dass ausgerechnet die, die beanspruchen (und von denen beansprucht wird), in einer besonderen Nähe zu ihm zu stehen, Taten verüben, die in vielen Biografien keine Bewältigung finden.

Über die Missbrauchskrise hinaus finden in die Interviews Unterscheidungen im Hinblick auf die Kirche Eingang, die sich auf die Zeitgemäßheit kirchlicher Setzungen beziehen. Annika bringt diesen Aspekt nur hintergründig ein:

Ähm (-), ja und klar, im Bereich Kirche bin ich sehr zwiegespalten, weil ich einerseits (-), ähm, die Kirche schon eine tolle Institution finde, auch (-), weil natürlich auch die Kirche viel an (-), ähm (-), Hilfswerken und so (-) auch hat, unterstützt, wie auch immer, weil es eine tolle Gemeinschaft ist, weil ich auch die Seelsorge toll finde, und so weiter. Aber andererseits finde ich, ist es manchmal so ein veraltetes, konservatives, was auch immer, diskriminierendes Konstrukt, dass man sich denkt, das kann doch nicht sein. Also, wir leben doch nicht mehr im Mittelalter (Interviewtext Annika, 355–360).

Ihre Unterscheidung in positive und negative Anteile der Kirche ist eine Unterscheidung zwischen diakonischer und gemeinschaftlicher (Koinonia) Dimension von Kirche auf der einen Seite und dogmatischer Konstruktion und Rahmung auf der anderen Seite. Hier führen soziale Verdienste von Kirche einerseits und moralisch aufgeladene Grenzziehungen andererseits in eine Ambivalenz gegenüber der Institution. Die Kritik an den Grenzziehungen stützt sich dabei auf eine Unterscheidung von Mittelalter und Gegenwart. Als Orientierungsschema greift hier die Bedeutsamkeit der Anpas-

sung an den Entwicklungsstand einer Gesellschaft, der in einer Abgrenzung gegenüber dem Mittelalter als positive Weiterentwicklung gefasst wird und dem es deshalb Rechnung zu tragen gilt.

Auch Karoline geht in der Benennung besonders interessanter Themen im Feld von Kirche, Religion und Glaube auf das Regelwerk der Kirche ein. Ihr Interesse gilt hier der Diskussionswürdigkeit bestimmter Regeln.

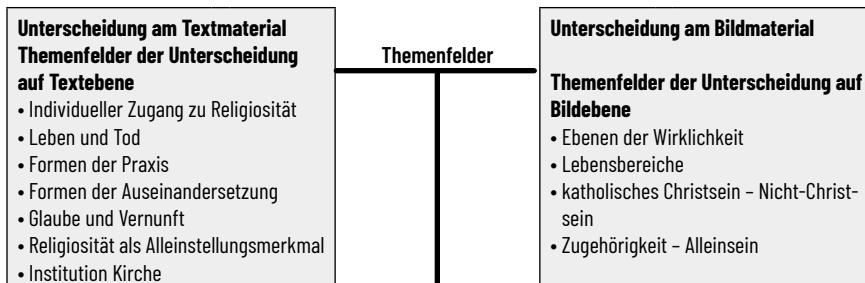
Und so (-), das (-) ist jetzt ein Punkt, was ich wirklich nicht versteh an der Kirche. Und zwar ich versteh einfach nicht, warum (-) Frauen keine Pfarrer sein dürfen. Ich meine, wir haben hier eine (-) Pastoralreferentin. [...] Und (-) sie predigt auch manchmal. Und ich glaube, das darf sie gar nicht. [...] Mein Gott, ich glaube (-), sie wäre ein besserer Pfarrer als es (-), die Hälfte von den Pfarrern ist. Und ich versteh einfach (-) echt nicht. Weil, wenn sie will, soll sie halt. (-) Also, ich weiß schon (-) Ja, es hat schon so seinen Sinn, wir haben es mal in Religielernt. Ich habe es wieder vergessen, weil es einfach nicht sinnvoll für mich war. Aber (-) ich finde, diese Regel ist einfach (-) schon viel zu altmodisch und absolut nicht mehr welt(-)aktuell und einfach nur weltfremd. Und auch, dass Pfarrer nicht heiraten sollen. Also, klar für die Familie ist das scheiße, wenn (-) der Vater, der die ganze Zeit im Gottesdienst ist, an Weihnachten und Ostern. Aber (-), wenn er damit klarkommt, soll, ja, soll er halt machen. Ich glaube, da (-) wird jetzt (-) Gott keinen Schreikampf bekommen, wenn ein Pfarrer Kinder hätte (Interviewtext Karoline, 491 ff.; 496 f., 501–509).

In diese Textpassage findet eine Vielzahl von Unterscheidungen Eingang. Es wird unterschieden zwischen den Befugnissen von Pastoralreferent:innen und Priestern, zwischen Regelungen, die man verstehen kann, und solchen, deren Sinn sich einem auch mit Erklärung nicht erschließt, zwischen altmodischen und aktuellen Gehalten, zwischen eigenverantworteter Lebensgestaltung und der Pflicht zum Zölibat und zwischen dem Anspruch Gottes und dem Regelwerk der Kirche. Die Unterschiedenheit der Befugnisse wird anhand der Orientierungsschemata »Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit« und »Qualität des kirchlichen Handelns« beurteilt. Die Beurteilung von Regelungen vollzieht sich an den Orientierungsschemata »weltliches Sinnverständen« und »weltliche Passung«. Die Präferenz einer eigenverantworteten priesterlichen Lebensgestaltung orientiert sich an dem Willen des Einzelnen und an seiner Gestaltungsfähigkeit. Die Unterscheidung schließlich zwischen dem Anspruch Gottes und dem der Kirche mündet in übergeordneter Weise bereits in einer Aushandlungslogik, die in Kapitel 6.6.1 nähere Betrachtung findet.

6.5.3 Übersicht Unterscheidung

Definition

Die Unterscheidung ist ein Prozessparameter der religiösen Aneignung. Sie fungiert als Orientierungsrahmen zwischen einer Phase der Privatheit von Religiosität und einer Phase des Bewusstseins sozialer Zugehörigkeit durch Religiosität. Unterscheidung orientiert religiöse Diskrepanzerfahrungen und die Wahrnehmung der eigenen Position im religiösen und im gesamtsozialen Feld.



Prägnante Orientierungsschemata

Gegensätze, die zur Orientierung genutzt werden:

Anpassung – Erhalt; Anspruch Gottes – Regelwerk der Kirche; Diakonie – Dogmatik; Familie – Schule – Kirche; Gott als strafender Richter – Gott als liebender Begleiter; Gotteswille – Menschenwille; Grundschule – weiterführende Schule; Immanentes – Transzendentales; Irdisch – Himmlisch; Kirchlicher Sozialraum – Freundschaftsgefüge – reflexiver Raum; Lebensweltorientierung – Sakraler Zugang; Mittelalter – Gegenwart; Modern – Traditionell; Nutzbarmachung – Passives Konsumieren; Oberflächliche Thematisierung – Auf das Subjekt bezogene Thematisierung; Positive Anteile – Negative Anteile; Praxis – Denken; Tod – Schlaf; Übernommene Religiosität – Erarbeitete Religiosität; Außerkirchlich – Kirchlich

Diskurse

Anpassungsfähigkeit und -bereitschaft der Kirche; believing-without-belonging-Diskurs; Glaube und Vernunft; Heterodoxie und Orthodoxie; Demografischer Wandel; Fehlbarkeit der Kirche; Inhaltliche Bestimmung von Klerikalität; Legitimation des kirchlichen Lehramtes; Legitimation von religiöser Autorität; Missbrauch in der Kirche; Religion als Schulfach; Religiöser Wahrheitsanspruch; Religiöse Suche; Zugehörigkeit zur Kirche

Gegenstände	Tätigkeiten	Räume	Vermittler:innen
Entstehung der Welt; Klosteraufenthalt; Muslimische Mitschüler:innen; Predigten; Religiosität der Religionslehrerin/ des Religionslehrers; u.v.m.	nachträgliches Ergänzen; hervorheben; Bedeutung reflektieren; ehrenamtlich engagieren; auseinandersetzen; gewichten; Begrenzungen vornehmen; priorisieren	Familie; Gemeinde; Ministrant:innen Wallfahrt; Religionsunterricht; Rorate-Messe; Gottesdienst; Sakramentenkatechesis; Sternsingen; Schule; Trauerräume	Eltern; Familie; Gemeindemitglieder; Katechet:innen; Öffentlichkeit; Peers; Priester; Religionslehrer:innen; Schule

6.6 Aushandlung

Die Aushandlung ist ein Prozessparameter der religiösen Aneignung. Sie fungiert als Orientierungsrahmen zwischen einer Phase des Diskrepanzerlebens und einer Phase der Neupositionierung. Aushandlung orientiert innere und äußere Tätigkeiten der Neugestaltung und identitätsstiftende Setzungen. Aushandlung ist in Abhängigkeit von Unterscheidung zu denken. Konkret wird diese Abhängigkeit dadurch, dass Aushandlung sich immer auf Unterscheidung bezieht. Denn was Unterscheidung erfährt,